

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

& u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

18.

Wien, Mittwoch den 2. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreißig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tondler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Errichtung einer neuen Floss-Schwimm- und Badeanstalt bey Wien.

Gewiß wurde seit Jahren kein lebhafteres Bedürfniß, als das der Errichtung einer solchen Anstalt in Wien gefühlt. Ohne uns hier in die Aufzählung der außerordentlichen Vortheile, die der Genuß von kalten Bädern mit sich bringt, einzulassen, welchem Gegenstande wir später einen eigenen Artikel zu widmen gedenken; sey nur erwähnt, wie beschränkt bisher die Gelegenheiten waren, sich diese Vortheile zu verschaffen. In dem sogenannten Freybade fanden sich Viele durch das Herbeystürmen von einer Masse Menschen aus den verschiedensten Classen denn doch geniert; und in der Schwimmschule wird nur Denjenigen Gelegenheit zum Bade gegeben, welche zugleich das Schwimmen erlernen wollen und können. Auch ist der Preis, bey aller Mäßigkeit, für ein größeres Publicum, und für gewöhnlich, leicht groß genug, um Viele, wenn sie ihn auch bezahlen könnten, dennoch an dem Genuße zu hindern. So hat daher eine hohe Landesstelle, stets geneigt, gemeinnützige öffentliche Anstalten auf das kräftigste zu unterstützen, auf die im verfloßenen Herbst angeforderte Bewilligung zur Herstellung eines Flossbades im Kaiserwasser am Augarten, in Verbindung mit der früher schon gut geheißenen Damenschwimm-Anstalt, bereits am 24. December v. J. die Errichtung derselben unter den gewöhnlichen Polizey- und Sanitätsvorschriften zu genehmigen geruht.

Diesem zufolge wird in der anmuthigsten Gegend Wiens, im reinsten Donauwasser am Rücken des so beliebten Augartens und Schlusse der Leopoldstadt, diese vereinigte Damenschwimm- und Badanstalt am künftigen May 1. J. eröffnet werden.

Eine kleine Au, welche zu dieser Anstalt führt, wird mit einer geschmackvollen Bogenbrücke in Verbindung ge-

setzt, und wird zum Vergnügen und Bequemlichkeit des Publicums in einer bisher noch nicht erreichten Vollkommenheit eingerichtet werden.

Die Anstalt selbst hat eigentlich einen dreifachen Zweck; sie besteht nämlich aus der Damenschwimmschule, dann aus größeren und kleineren Badeabtheilungen für das weibliche, und aus solchen für das männliche Geschlecht.

Um dem Publicum einen kleinen Vorgeschmack dieser eben so wichtigen, als zum dringenden Sanitätsbedürfnisse gewordenen Anstalt zu geben, wird hier ein lithographirtes Blatt beygelegt, dessen oberer Theil die reizende Ansicht dieser Badumgebung, der untere aber die innere, höchsten Orts genehmigte Eintheilung, sammt allen Unterabtheilungen des Flossbades genau anschaulich macht.

Die Landschaft zeigt links einen Theil des Augartens an der Commercial-Straße innerhalb der Labor-Linie; anstoßend erblickt man die erwähnte Bogenbrücke, welche über das Fahnenstangen Wasser der Donau, durch eine blühende Au zu der, im rechten Hintergrunde hervorragenden Anstalt führt.

Fünf Haupteingänge eröffnen die Communication zu allen Hauptabtheilungen, welche hier im Grundplane mit den Buchstaben A B C D und E bezeichnet sind. Der Eingang A führt zu der eigentlichen Damenschwimmschule, und zu einem Damenbade in der Schwimmschule, welches letztere dazu dient, um nicht schwimmlustigen Damen das Vergnügen des Zusehens bey dieser gymnastischen Übung zu gewähren, und somit das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden; wobey sich auch noch Ankleidezimmer befinden. Die Schwimmschule besteht aus einem großen, mit Regen ganz unterfangenen Reservoir, und 32 mit allen nöthigen Bequemlichkeiten versehenen Kabinetten für die respectiven Schülerinnen, und größeren Abtheilungen zu Depositorien der nöthigen Schwimmergeräthschaften und der Wäsche. Der

Gingang B führt durch die verschiedenen Haupt- und Nebencommunicationen, zu einem großen und 4 mittleren Vollbädern, und 4 großen durchaus für Damen, und 12 kleinen Extrabädern, für Damen und Männer, welche zu 200 — 100 — 10 und 1 Person eingerichtet, und mit 20 separirten größeren und kleineren Ankleidezimmern versehen sind.

Der Eingang C führt in die Abtheilung des Männerbades, welche aus 2 mittleren und einem großen Vollbade zu 250 und 400 bis 500 Personen eingerichtet, und mit 6 Ankleidezimmern versehen sind.

Um aber auch den minder vermöglicheren Classen der Bewohner Wiens, welche Anstand nehmen, die öffentlichen Freybäder zu besuchen, besonders um dem weiblichen Geschlechte, für welches gar keine solche unentgeltliche Anstalt im Großen besteht, die Wohlthat des kalten Bades um einen sehr billigen Preis zu verschaffen, sind noch 2 Vollbäder, eines für Frauen, wozu der Eingang E, und eines für Männer, wozu der Eingang D führt, welche gleichfalls mit Ankleidezimmern versehen sind, beygefügt worden. Die 4 Abtheilungen am Schluß des Flößschiffes, zu welchen gleichfalls der Eingang D führt, sind zu Wäsch-Depositorien bestimmt.

Bei der bekannten Behuthsamkeit und weisen Vorsicht der hohen und höchsten Behörden, bedarf es wohl keiner besondern Versicherung, das Alles angewandt wurde, was zur Sicherheit und Beruhigung des Publicums nöthig ist; daß die Abscheidung der Geschlechter in jeder Beziehung auf das Genaueste bedacht, und durch eingesenkte Badkörbe nicht allein die Sicherheit des Badenden geschützt, sondern auch jede Communication, sowohl dadurch als durch die Separirung der Eingänge, ganz unmöglich gemacht wurde.

Übrigens wird diese Anstalt einen eigenen Arzt besolden; es wird für alle Bequemlichkeit des Publicums gesorgt werden, ein eigener Traiteur Erfrischungen aller Art bereiten, und durch Uebereinkunft mit dem Mittel der bürgerl. Fiaker, und durch Errichtung von Stellwägen in den verschiedenen Vorstädten Wiens, eine billige Benützung dieser Anstalt möglich gemacht werden.

Die mehreren Bestimmungen, so wie die stufenweisen Preise der verschiedenen Abtheilungen, werden mit Eröffnung der Anstalt öffentlich bekannt gemacht werden.

Man kann nicht unterlassen, noch weiters zu bemerken, daß die Einrichtung dieser Anstalt so getroffen ist, daß sowohl in den größeren als kleineren Badeabtheilungen der vorzüglicheren Bäder gesperrte Behältnisse vorhanden sind, damit jeder Badegast mit voller Beruhigung sein bey sich führendes Eigenthum in sichere Verwahrung bringen, und versperren kann. Auch im gemeinschaftlichen Bade werden Aufbewahrungsabtheilungen bestehen, welche zwar nicht gesperrt, doch immer unter Aufsicht der Anstalt gesichert seyn werden.

Von der natürlichen Entwicklung der Geisteskräfte und den physischen Nachtheilen einer vorschnellen Ausbildung derselben im zarten Alter.

Von Naph. Ferd. Hussian.

Was das physische Leben des Kindes anbelangt, so trägt dasselbe vorzüglich vom dritten oder vierten Lebens-

jahre an, schon mehrere, mannigfaltigere und stärkere Ein-drücke; ja, sie gestalten sich sogar zu dessen unentbehrlichem Bedürfnisse, wenn es nicht von der lästigen Langeweile ge-peinigt werden soll. Die zahllosen Gegenstände der Außen-welt, von denen das Kind immer neue und mehrere kennen lernt, und der gesellschaftliche Kreis, mit welchem dasselbe stets in nähere Verbindung tritt, versehen es zwar Anfangs in betroffenes Erstaunen, machen es schüchtern und verzagt; aber bald faßt es sich wieder, und indem es Viel und Man-nigfaltiges durch den Gehör- und Gesichtssinn percipirt, sammelt sein rühriger Geist das gelegentlich Wahrgenommene. Man suche zu dieser Zeit die kindliche Psyche, eben so wie die Körperkräfte, zwar tändelnd nur, doch zum besondern Vortheile dadurch zu üben, daß man mit den Kindern ge-lasse, bescheiden und vernünftig spricht, und sie mit kleinen, leicht faßlichen, auf ihre Gefühlsseele angenehm wirkenden nützlichen Erzählungen unterhält; nur vermeide man, was leider so häufig geschieht, alle Gespenster- und Geisterge-schichten.

Da die Kinder dieses Lebensabschnittes, indem die ob-jective Körperwelt ihren Geist gleichsam gefangen nimmt, unwillkürlich und unbewußt vieles lernen, dabey aber un-behülfsliche Schwäche und Zartheit in allen Organen sich aus-spricht; so dürfen dieselben aus eben diesem Grunde, ganz vorzüglich aber wegen der noch bestehenden Unmündigkeit ihrer Seelenkräfte, zum Erlernen sogenannter Schulgegen-stände (obwohl das thörichte Vorurtheil besteht, daß man nicht früh genug damit anfangen könne) noch keineswegs an-gehalten werden. Schraubt man die unruhigen Kleinen, die um diese Zeit zum ruhigen Sitzen nicht die geringste Nei-gung zeigen, Tag und Nacht, bald die Grammatik, den Pin-sel, die Kohle u. dgl. in der Hand, in die Fester einer sitzenden Lebensweise, dann wird durch diese vorschnelle An-strengung der kindlichen Seelenkräfte auch das organische Leben in seiner Entwicklung mehr oder minder gestört. Lassen Kin-der schon sehr früh eine besondere Neigung zum Lernen und reiferen Denken spüren, so sollte man ihren Geist absichtlich davon abzuhalten, und erst später, wenn die vegetative Seite des Körpers bereits zur höheren Reife gediehen ist, damit zu beschäftigen suchen; da nicht selten diese vorzeitige Ausbildung der Seelenkräfte und die Entfaltung seltener Talente, als krankhafter Zustand auftritt, und auf Kosten der vegetativen Sphäre des kindlichen Organismus, einem üp-pigen Parasitengewächse gleich, durch längere oder kürzere Zeit sich behauptet. In unseren aufgeklärten Tagen, wo man überhaupt Alles zu übertreiben pflegt, glaubt man die hol-den Kleinen — sie mögen natürliche Anlagen besitzen oder nicht — nicht früh genug zu Gelehrten bilden zu können; man schließt sie zu diesem löblichen Zwecke theils zu Hause, theils in Erziehungsanstalten ein, oder preßt sie zu Hunderten in Schulen, die gewöhnlich mit unreiner dumpfer Luft gefüllt sind, täglich durch mehrere Stunden zusammen, überladet ihren Geist mit einem ungeheuren Wust eitles, überflüssi-ger und der abstractesten Lehrgegenstände, woran sie, zu-mahl da der kindliche, noch unangebaute Verstand nicht das Mindeste davon versteht, gar keinen Geschmack finden, und bemüht sich dieselben, wenn sie nicht sogleich Eingang fin-

den, mit scholastischer Strenge dem zarten Gedächtnisse der Kleinen einzubläuen. Doch dieß ist nicht genug. Kaum hat das Kind das siebente, höchstens achte Jahr erreicht, so muß es gewöhnlich bloß aus Laune, Eitelkeit, Convenienz, oder aber auch wegen des Broterwerbes seiner Ältern und Erzieher, schonungslos — ob mit oder ohne eigener Neigung und Freude, darnach wird nicht gefragt — auch fremde Sprachen, worunter Latein, Griechisch, Französisch, Italienisch und Englisch die gebräuchlichsten sind, dann Geographie, Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Musik, Zeichnen, Singen, Tanzen, Fechten, Reiten, und verschiedene andere Gegenstände lernen, von denen dann Viele leider nur zu oft der Knabe, und noch mehr das Mädchen im ganzen Leben nicht benöthigen. Man will nun einmal durchaus die Kinder im Wickeltuche schon zu Philosophen, Philologen, Tonkünstlern, Tanzmeistern und Luftspringern, eben so wie man eine Statue aus Thon bildet, formen; damit sie im gesellschaftlichen Kreise oder bey öffentlichen Productionen, durch ihre seltenen und so früh erlangten Kenntnisse Erstaunen und Bewunderung aller Zuhörer, woran meistens auch ihre einseitigen Informatoren, voll selbstgefälligen Stolzes, und bisweilen zu Gunsten ihres gewinnstüchtigen Säckels participiren, reichlich einernsten. Aber welche Verhältnisse resultiren aus diesem Verfahren? Man wähnt das psychische Leben dadurch zu cultiviren; allein wie sehr darunter, gewöhnlich nach kurzer Zeit, sowohl dieses als das psychische Leide, davon nimmt man auch nicht die geringste Notiz — allgemeine Schwäche, Nervenkrankheiten, Trägheit, Abmagerung des Körpers und Blässe des Gesichtes, aus Mangel der nöthigen Leibesbewegung, und da es dem Kinde bey dem chaotischen Gewirte der Gegenstände an Zeit zum eigenen Nachdenken, der Seele aber an einem sicheren Anhaltspuncte gebricht, Stel, Ueberdruß, Unmuth und Verstandesverwirrung sind nur zu häufig die traurigen Nachwehen überreifer Geistesentwicklung. Ein spielender Unterricht, den der Lehrer vielmehr erzählungsweise, in Fragen und Antworten ertheilt, ist anfänglich vom sechsten bis zum achten, neunten Lebensjahre der natürlichste, am leichtesten faßliche und zweckmäßigste, der einem systematischen und methodischen Lehrvortrage zu dieser Zeit das Gleichgewicht hält; ja oft denselben übertrifft. Da das Kind mit dem Erwachen und der allmählichen Ausbildung seiner Seelenkräfte, dasjenige, was es selbst sieht und hört, am besten und leichtesten begreift, und im Gedächtnisse behält; so bleibt es auch, um den kindlichen Geist mit derley Dingen zu bereichern, stets am zweckmäßigsten, den ersten Unterricht den Kindern im Freyen, wo die allgütige Natur mit ihren wundervollen Erscheinungen und dem zahllosen Heere ihrer Geschöpfe, die schönste Gelegenheit zur unerschöpflichen Betrachtung heut, zu ertheilen. Auch erweist sich dieß um so vortheilhafter, da die üblen Folgen der zu frühen Geistesanstrengung bey Kindern eigentlich nicht so viel dieser, als vielmehr dem vielen Sitzen und dem Aufenthalte in verdorbener Stubenluft, wie dieß vorzüglich in Schulen der Fall ist, zuzuschreiben sind. Lesen, Schreiben und leichte Kopfrechnungen sollen zu Hause den ersten Unterricht, der jedoch nicht vor dem sechsten oder siebenten Jahre zu begin-

nen, und täglich nicht länger als eine Stunde zu dauern hat, ausmachen; und die übrige Zeit des Tages sey zur ungestörten, körperlichen Entwicklung, die in dieser Periode besonders lebhaft und rasch von Statten geht, der freythätigen Bewegung, der Freude und dem Vergnügen geweiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verhalten bey Schnupfen.

Die Erscheinungen, die das Eintreten eines Schnupfens ankündigen, und seine Gegenwart verrathen, sind einem Jeden wohl bekannt; denn wer hätte den Schnupfen nicht in seinem Leben ein Mal gehabt? Daß er bald mit dumpfem Drücken und Kopfschmerzen, besonders in der Stirngegend, Nasenschmerzen, Ohrenstechen, Drüsenanschwellen, Schwerhörigkeit, Augenspannen, Lichtscheue vergesellschaftet ist; daß er mit Aufschwellen der Nase, mit Verstopfung derselben an den Stirnhöhlen, mit Absonderung einer scharfen, brennenden Flüssigkeit aus selben beginne; ferner oft mit Entzündungen der Mandeln, der Rachenhöhle, der Schleimdrüsen, der Luftröhren, mit Heiserkeit, Husten und Brustbeschwerden, oft auch zugleich mit eintretendem unbehaglichen Gefühl, leichtem Frösteln mit abwechselnd fliehender Hitze, wohl gar Abends eintretendem, kleinem Fieber und unruhigen Nächten uns belästige, wissen wir; daß er im Winter, Herbst und Frühjahr, bey Wechsel der Temperatur und kalter, feuchter Luft, sowohl Alt als Jung peinige, ist uns Allen bekannt. Langes Brüten, warum das so ist, und worin der Grund liegt, nützen dem Laien nichts, wenn er nicht auch weiß, wie man sich dabey zu verhalten, und was man bey Schnupfen besonders zu vermeiden habe. So geringfügig uns übrigens diese anscheinend leichte Krankheit erscheint, so kann sie doch bey Vernachlässigung und verkehrter Behandlung, in gefährliche Nasen- und Brustübel ausarten.

Die Natur des Schnupfens besteht in einem entzündlichen Ergriffenseyn der, die Nasen-, Stirn- und zum Theil Rachenhöhle umkleidenden Schleimhaut, und diese hat Anschwellung, Spannung, Schmerz und veränderte Absonderung der ergriffenen Theile, und oft auch ihrer weiteren Fortsetzungen zur unmittelbaren Folge, welcher Zustand größtentheils durch vorausgegangene Erkältung bedingt ist, und benachbarte Organe beträchtlich in Mitleidenschaft zieht.

Man suche daher vor Allem, um diesem Übel vorzubeugen, gegen die Einflüsse der schädlichen Temperaturveränderung sich abzuwahren, wasche und bade Kopf, Hals und Brust täglich in lauem und kaltem Wasser, so wie es jeder einzelne Theil am besten verträgt; vermeide den allzughähen und beträchtlichen Wechsel der Temperatur, kühle sich nicht plötzlich ab, wenn man in Schweiß gerieth, auch trinke man nicht kalt nach Erhitzungen. Durch die Beobachtung dieser Vorsichtsregeln, wenn man zu dem noch täglich Früh und Abends kühles Wasser in die Nase schnupft, wird man glücklich größtentheils dem Schnupfen entgehen.

Durch den Mangel an Luft durch die Nase bey diesem

Zustande, wird man oft gereizt, sich durch heftige Versuche mit Hülfe des Schnupstuches den Luftdurchgang zu verschaffen. Wie sehr durch dieses Verfahren die schon entzündete Haut der Nasengänge beleidigt werde, und der Entzündungsgrad erhöht werden müsse, begreift man wohl leicht, und so ist nun vor Allem anzurathen, sich aller ähnlichen Versuche, sich mit Gewalt durch die Nase Luft zu verschaffen, zu enthalten. Sind mit dem Zustande ziemlich bedeutende Kopfwehen und Alterationen verbunden, so thut man wohl, bey kaltem, oder frostigem Wetter das Zimmer zu hütten. Ist die Verstopfung der Nase und ihre Anschwellung bedeutend, so ziehe man warme, doch nicht heiße Dämpfe, die aus einem Absud von Eibisch oder Käspappelkraut, mit etwas frischer Milch versetzt, saugt die Nasenöffnungen hinein; vermeide alle erhitzen Getränke, genieße bloß dünne, milde Brühen, hütte sich vor stark sauren, salzigen und fetten Speisen, vor schwer verdaulichem Fleisch und blähendem Gemüse; zum Getränke paßt klares, temperirtes Brotwasser mit Zucker, ein leichter Aufguss vom Süßholz oder Brustthee mit Eyygelb, Honig oder Zucker. Diese einhüllenden und besänftigenden Mittel tragen auch zur Vinderung des etwa vorhandenen Hustens bey. Abends vor dem Schlafengehen nehme man ein warmes Fußbad, nur etwa durch 10 — 15 Minuten, und lege sich darauf also-

gleich ins warme Bett, damit der, durch das Bad in den untern Theilen des Körpers hervorgelockte Schweiß nicht zurücktrete. Sollten die früher erwähnten Dämpfe zur Milderung der Spannung und Verstopfung in der Nase nicht hinlänglich beygetragen haben, so versuche man reine, gute Mana, in einem Kleienabsud aufgelöst, zu einem halben Loth für eine Kaffeschale Flüssigkeit berechnet, laulich warm einige Mahl im Tage hinauszuschnupfen. Dieses einfache und unschuldige Mittel erleichtert in vielen Fällen bedeutend, wenigstens führt es schneller die zweyte Periode, die der verdickten und gemilderten Absonderung der früher klaren und scharfen Flüssigkeit herbey; wodurch der gesammte Zustand erleichtert wird, und sich der Genesung annähert. Bey leichteren Anfällen genieße man bey heiterem Wetter die freye Luft, vermeide große Hitze in der Stube, und besonders die schnelle Abwechslung der Temperatur. Sollte sich aber mit diesem Zustande eine bedeutende Brustaffection verbinden, so, daß innere, besänftigende und kühlende Mittel nothwendig wären, so muß man sich keineswegs auf Selbsthülfe der Natur verlassen, sondern stets dießfalls den Rath eines Arztes befolgen, um nicht durch Vernachlässigung oder zweckwidriges Verhalten den Catarrh in eine Brustentzündung, oder schleichende Lungenentzündung zu verwandeln.

M i s c e l l e n.

Die Waise. Es war eine kalte Decembernacht; Schnee bedeckte die Erde; der Nordwind brausete kalt und heftig durch die kahlen Weiden, welche die Gräber auf dem Friedhofe von Passy beschatteten. Georg, der Wächter, hatte eben mit seinem treuen Hunde seine nächtliche Runde gemacht; der Mond blickte trüb durch die Wolken, und beleuchtete ein frisches Grab. Der Wächter bemerkte dort einen sich bewegenden Schatten, gab also seinem Hunde das gewöhnliche Zeichen, worauf dieser laut anschlug, und nach dem Gegenstande hinstief. Sein Herr folgt ihm von fern, und als er an das Grab kommt, sieht er den Hund ein Kind liebkosen, das auf dem Grabe liegt, und mit den Händen die Erde aufkratzen will. Es ist Paul, seit zwey Tagen Waise, den der Hund des Wächters vor allen Kindern des Dorfes liebt, da er jeden Morgen sein Frühstück mit ihm theilte. „Was machst denn du hier Paul?“ — sagte Georg. Der Knabe richtete sich empor, und antwortete schluchzend und unter Thränen: „ich suche meine Mutter.“ Der gerührte Wächter nahm ihn an die Hand, und zog den Sträuben sanft mit sich fort.

Einige Tage wachte man bey dem Kinde; Paul weinte nicht mehr, und man glaubte, daß er sich nun beruhigt habe. Einen Monat darauf, in einer noch weit kältern Nacht hörte der Wächter seinen treuen Hund auf dem Friedhofe in der Gegend jenes

Grabes wehklagen. Er nahm seine Laterne, ging hin, und sah den Hund neben der armen Waise Paul liegen, der erfroren war, und seine Mutter nun wiedergefunden hatte. — Am andern Morgen lag er neben ihr.

Veneidenswerthe Härte der Negerköpfe. Es scheint, als ob die Natur die Neger dazu bestimmt habe, unter den glühenden Strahlen der Sonne zu arbeiten. Oftmals schlafen diese Schwarzen barhäuptig an vollem Mittage in der Sonne, während ein Europäer nicht zehn Minuten dort bleiben könnte, ohne zum wenigsten einen Sonnenstich zu bekommen. Aber wie ihr Kopf von den Strahlen der Sonne nicht zu durchdringen ist, so schützt er sie auch durch seine Dike und Stärke gegen einen ziemlich derben Schlag. Es ist nicht sogar selten, daß im Streite zwey Neger mit den Köpfen an einander rennen, wie ein paar erbohte Böcke, was einen Ton hervorbringt, als stieße man zwey Holzklöße an einander. Auch stoßen sie eine ziemlich starke Thüre mit dem Kopfe durch, zerbrechen Holz auf demselben, das ein Europäer schwerlich mit den Füßen zertreten könnte, und wenn ein Herr seinen schwarzen Sclaven mit der Faust auf den Kopf schlagen will, so wird er immer am schlimmsten fahren, und den größten Schmerz sich selbst machen.

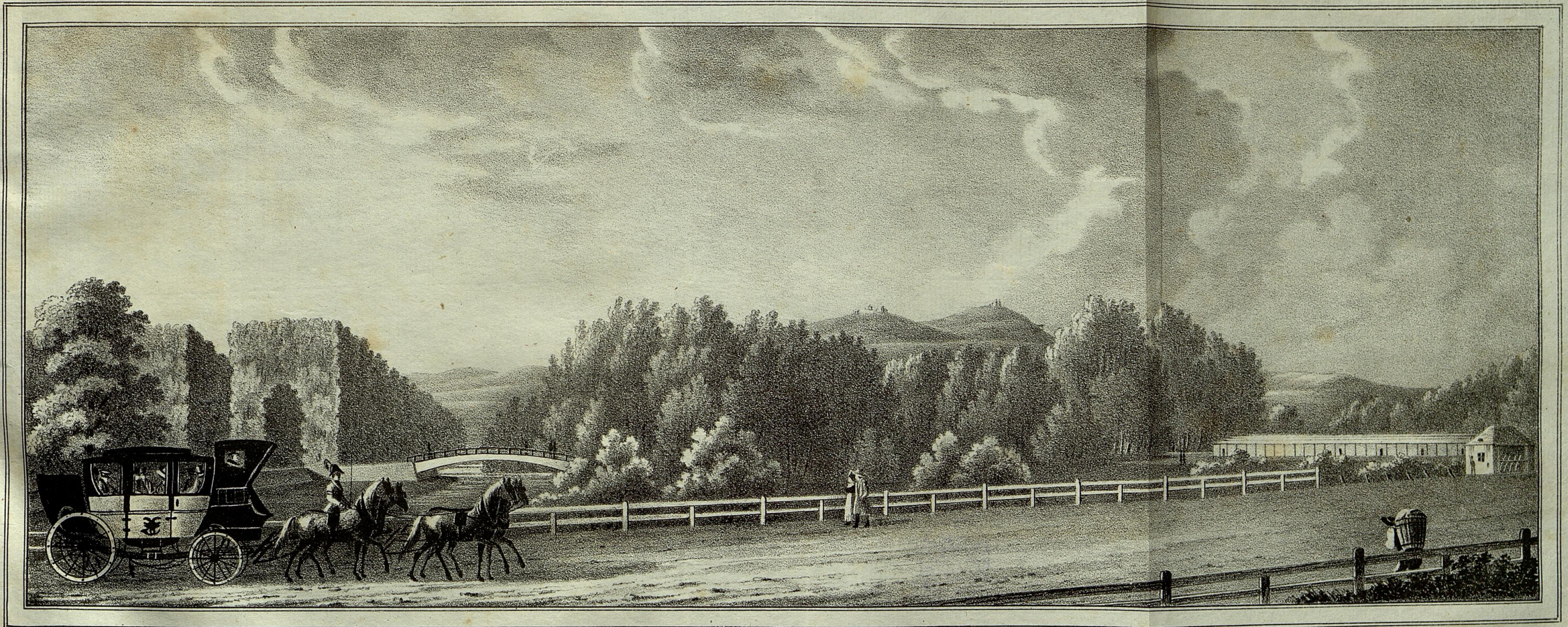
Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Basler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey N. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Generalansicht

der Kommunikation des k. k. Augartens mit der neu herzustellenden Damenschwimmbadanstalt im Kaiserwasser nächst der Tabor-Linie.

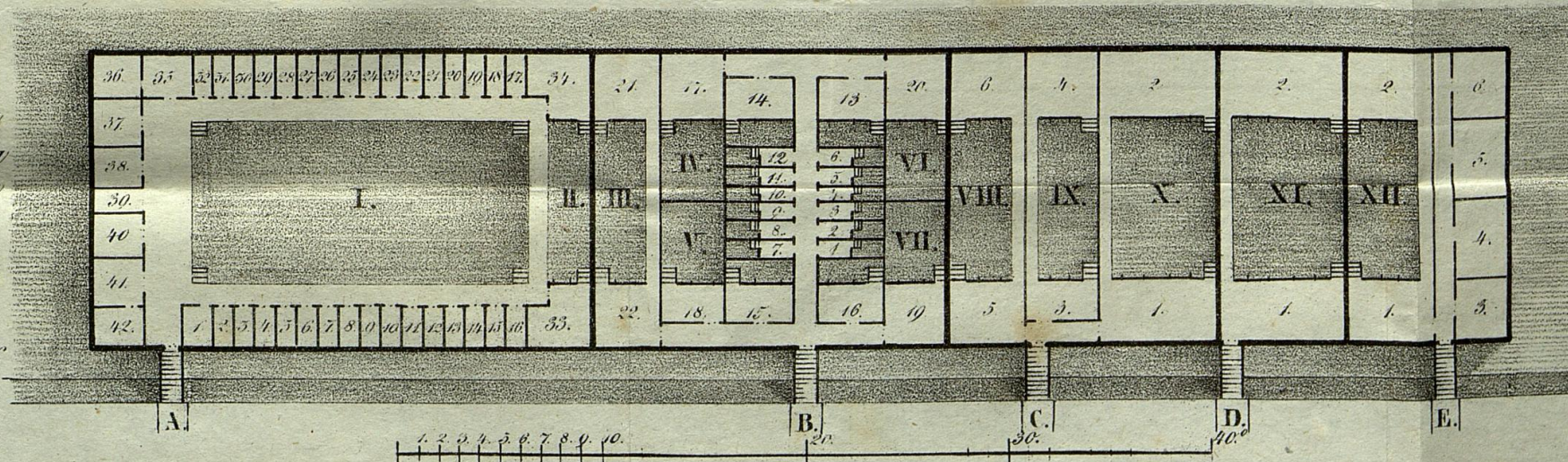


Nach der Natur, gez. u. lith. v. I. Wölffing.

GRUNDPLAN DER SCHWIMMBADANSTALT.

ERKLÄRUNG.

- A. Eingang zur Damenschwimmschule I und den dazu gehörigen Kabineten N^o 1 bis 32, dann zu dem Damenbade II und den Kabineten N^o 33 u. 34, und endlich zu den Depositorien N^o 35 bis 42 für nöthige Schwimmgeräthschaften und Wäsche.
- B. Eingang zu den kleinen Damen-Extrabädern N^o 1 bis 12, zu den größeren N^o 13 bis 16, dann zu den mittleren Vollbädern IV, V, VI, VII mit den Kabineten N^o 17 bis 20, u. dem großen Vollbad III mit den Kabineten N^o 21 u. 22.



ERKLÄRUNG.

- C. Eingang in das große Männer Vollbad X und den mittleren zwei Vollbädern VIII u. IX mit den Kabineten N^o 1 bis 6.
- D. Eingang in das Vollbad XI mit den Kabineten N^o 1 und 2 für Männer.
- E. Eingang in das Vollbad XII mit den Kabineten N^o 1 und 2 für Frauen und den Wäschdepositorien N^o 3 bis 6.



P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

19.

Wien, Samstag den 5. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreißig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tonders'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Gedächtnißfeyer für Carl Phil. Hartmann.

† 5. März 1830.

Wie nach dem Sturme ruht das Meer,
So schwieg das Leben rings umher,
Am Himmel blinkte silberhell
Des Mondes heil'ger Friedensquell,
Der Sterne Heer in treuer Wacht
Begrüßte still die Mitternacht:
Da saß ich ernst, allein noch wach,
Und dachte meinem Leben nach.
Ich dachte der Vergangenheit,
Des Grnstes unsrer trüben Zeit,
Ich sah der Jugend gold'nen Baum
Mit ihrer Liebe süßem Traum;
Den Vater sah ich vor mir stehn,
Er grüßte mild zum Wiedersehn,
Die Hand, die liebend mich geleitet,
Zum milden Segen ausgebreitet.
Die Freunde zogen auch vorbei,
Die alten, und die jüngst ich neu
Erworben mir so hier und dort,
Sie sprachen still manch liebes Wort.
Dann naht die Kunst, die glühend heiß,
Als meines Strebens höchstem Preis,
In diesen Lebensdämmerungen
Mit treuer Liebe ich umschlungen; —
Sie zog nach oben, Kranzgeschmückt,

Mit klarer Miene, hohem Wesen
Und ernstem Blick, worin zu lesen:
Daß Aufwärtsstreben nur beglückt.
Und wie mein Aug' nun irr' und jagend,
Nach Deutung solcher Räthsel fragend,
Zurück zur Erde sich gerichtet,
Da ward es plötzlich sanft gelichtet,
Erblickend meines Meisters Bild,
Das vor mir hing, ein leuchtend Schild;
Des Meisters, der emporgerufen,
Als Glanzstern an der Gottheit Stufen
Ins Leben mild herniederglänzt,
Das seine Asche fromm befränzt.
Sein Auge sah mich freundlich an,
Wie er im Leben oft gethan,
Sanft lächelte sein Angesicht,
Worauf der Güte mildes Licht,
Worauf der Wahrheit goldner Tag
Mit lichten Sonnenstrahlen lag.
Und also klang vom hohen Ort
Zu mir sein ernstes Meisterwort:
„Du hast vor Vielen, still allein,
Gedacht in treuer Liebe mein,
Es schien mein Bild dir ein Altar
In diesem ernstverlebten Jahr;
Ich sah dich oftmahls vor ihm stehn,
Ein Fest der Weihe zu begehn,
Und oft die Stirne faltenreich,

Das Auge naß, die Wange bleich;
Die Seele trüb, gedankenschwer,
Sah dir das Leben schaal und leer.
Doch jetzt, wo dich des Schicksals Günst
Berief zum Tempel deiner Kunst,
Betrete, ernst und schweigend stumm,
Ihr ewig großes Heiligthum,
Und nimm aus deines Lehrers Mund
Dieses ernste Wort zur ersten Stund:
Das Leben ach! ein heilig Gut,
Worin so viel des Schönen ruht,
Und von der Wiege bis zur Bahre
Natur als Freundin dir bewahre.
Doch ohne sie stehst du allein
In tiefer Nacht in Qual und Pein:
Ein Lahmer, dem entrückt sein Stab,
Ein blinder Greis am offenen Grab;
Doch gibst du liebend dich ihr hin,
Umfaßt dich liebend auch ihr Sinn,
Und ihre Sprache, heiligwahr,
Enthüllt, was dir noch Räthsel war;
Prägt ihrer Ordnung ew'gen Reih'n
In deiner Seele Tiefen ein,
Sie, die zum Priester dich erhebt,
Der treu in ihrem Dienste lebt.“
So sprach der Meister mild, — und stumm
Und still war's wieder ringsherum.
Doch dieß sein Wort, wie es im Leben
Mich oft erfüllt mit Lusterbeben,
Und wie es nun, die Zukunft deutend,
Von jenseit schien herübergleitend, —
Es lebe ewig dieses Wort
Mit seinem Segen in mir fort.

Dr. L. Fleckles.

Die Schlaflosigkeit, ihre Ursachen und Folgen auf das geistige und körperliche Wohlsseyn des Menschen; die Mittel diesem peinvollen Uebel vorzubeugen, oder es zu heben auf dem Wege der Vernunft und Erfahrung.

Von Dr. L. Fleckles, practischem Arzte *).

Die Schlaflosigkeit ist jener beängstigende qualvolle Zustand, wo der Mensch, erschöpft an seinen geistigen und körperlichen Kräften, nach dem wohlthätigen Schlafe sich sehnet, wie nach einem reinen Glücke von Oben, ohne daß

*) Aus einer Schrift, die unter diesem Titel von demselben Verfasser erscheint, legen wir diese Einleitung zur unparteiischen Empfehlung und Beurtheilung des in jeder Hinsicht für Ärzte und Laien zu empfehlenden Werkes unsern Lesern vor.

Die Redaction.

seinem Begehren die sonst willfahrende Natur Genüge leistet. Unter den Tantalusqualen des menschlichen Lebens nimmt dieses Leiden, das so viele Menschen gering achten, keinen niedern Rang ein. Sein tiefeingreifender schädlicher Einfluß auf das beglückende Wohlsseyn der Seele und des Körpers, ist durch die lauterer Erfahrungen bewährter Ärzte zu allen Zeiten ergründet worden; seine oft unausweichlichen Folgen, die oft unheilbare Krankheiten bedingen, dürften desto klarer Jedwem, der mit unbefangenen Sinnen schauet, einleuchten, durch die Entwicklung der Erscheinungen, unter denen der gesunde und zweckmäßige Schlaf sich äußert, und durch eine faßliche Darstellung des entschiedenen, unentbehrlichen, wohlthätigen Einflusses dieser Thätigkeit auf das Leben des Menschen in allen seinen Sphären.

Ein erquickender Schlaf, regelmäßig genossen, ist ein großer und inniger Freund des menschlichen Lebens. Er überrascht den Matten, und erscheint als ein ungebetener Gast am willigsten; indeß er durch conventionelle Umstände und viele Vorbereitungen geladen, kein anmuthiger Gesellschafter ist, und nur kurze Zeit uns seine Freundschaft gönnt. Gleich einem Zauberer, beschwichtigt er mit seinem magischen Walten die schwellenden Fluthen unserer Leidenschaften in den labyrinthischen unerforschlichen Tiefen des Herzens. Er löset den engverworrenen Knoten unserer Ideen und Vorstellungen, und schließt, schweigendstumm, die rastlos geöffneten Pforten der äußeren Sinne. Während so das Leben auf der höchsten Stufe in der Nervensphäre zurückgedrängt wird — übt das bildende Leben seine Kräfte in seiner geheimnißvollen Werkstätte; daher gehen der Kreislauf, das Athemhohlen, die Verdauung und alle Thätigkeiten, und organischen Functionen, die jene bedingen, ihren regelmäßig ruhigen Gang fort. So ruht der Pulver, gelagert auf der Schlummerstätte, wo der Haß und die Eifersucht, der Neid und der Hochmuth scheu zurückfliehen, und nur die Liebe in der Gestalt des Gatten, der Mutter, des Kindes oder Freundes, treue und sichere Wache hält.

Der Schlaf ist also ein notwendiges Bedürfniß für den Menschen, um seine geistige und körperliche Gesundheit zu erhalten, Krankheiten vorzubeugen, und auf diese Weise seine karggemessenen Stunden sich auf die einfachste Art zu verlängern. Der Mangel des Schlafes, oder die Schlaflosigkeit, kann also nicht gering geachtet werden; und doch gibt es Menschen, die dieses Uebel, das in unsern Tagen mit der steigenden geistigen und physischen Cultur, und der durch sie bedingten vermehrten Nervenkrankheiten, häufiger erscheint, für zu gering achten, um sich mit einem Arzte darüber zu berathen, oder die warnende Stimme des Heilkünstlers, der in jedem Menschen spricht, vernehmen zu wollen. Diese Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit, scheint aus verkehrten Ansichten und schwankenden Begriffen zu entspringen, die die Meisten von den nothwendigsten Bedürfnissen des Menschen haben; sie entspringt, behaupte ich, aus den falschen Ideen, die die Masse von ihren Kräften, Lebensverhältnissen und Lebensweise hat. Einige tragen sehnachtsvoll den Wunsch in der Seele, ihr Leben zu verlängern, suchen die Mittel hiezu aber, wie das Glück, das man nur in sich und in denjenigen findet, die unser Ich umschließen, in weiter

ferne, da sie doch in ihrer Nähe so leicht zu finden sind. Andere sind zu ohnmächtig, als daß sie entschlossen, alte Gewohnheiten und Schwächen ablegten; sie täuschen sich mit Scheingründen, nehmen ihre Zuflucht zu Heilmitteln, die sie sich selbst, oder oftmahls auch Ärzte verordnen, indeß sie durch eine zweckmäßig geänderte Lebensweise ihr eigener Arzt hätten seyn können. Sie hören lieber jede andere Stimme, die ihren Neigungen zusagt, als die göttliche Stimme der Vernunft, sie beschauen sich lieber in jedem andern Spiegel, nur in ewigwahren der unschätzbaren Erfahrung nicht.

Unser Jahrhundert steht ruhmbeekrängt durch seine Erfindungen und riesenhaften Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, da. Die Naturwissenschaften, und besonders die Heilkunde, schmücken die ruhmvoll errungenen Siegespalmen. Die Zahl der unheilbaren Krankheiten ist vermindert, indeß die Zahl der menschlichen Gebrechen und Leiden gestiegen ist.

Mit China heilt man Wechselfieber, die Jodine besiegt den Blähbals, das Eisen bezwingt die Bleichsucht, die Scropheln, — Kupfer die Fallsucht, — Zink den Weistanz und das Gold und Quecksilber befreit Manchen von Übeln, die Leichtsin und Ausschweifung über ihn gebracht. Verlorengegangene Theile bildet der kühne Mensch seinen Nebenmenschen nach; und des Lebens, Leben, das Licht der Augen, gibt der kunstvolle Mechanismus eines Meisters wieder; aber wer wagt die Mittel zu erfinden, die Menschen von ihren Vorurtheilen, von ihren angenommenen unheilbringenden Grundsätzen zu heilen; die nur zu oft Schlaflosigkeit, schlechte Verdauung, Lebensüberdruß u. herbeiführen, welche geringe Übel, wie man sie nennt, als lauernde Feinde, die man selbst mit Waffen ausgerüstet, uns auf das Krankenlager werfen. An der Schlaflosigkeit, wie die Erfahrung zeigt, leiden Menschen, die Viele ihrer Glücksumstände wegen, in denen sie sich bewegen, beneiden; größtentheils entspringt sie gerade bey jenen, wie ich oft bemerkte, aus der geringen Achtung und Werthschätzung, die sie gegen das wichtigste aller Verlängerungsmittel des menschlichen Lebens, gegen einen zweckmäßigen gesunden Schlaf, hegen. Aus der Art, wie sie ihn genießen; die Wege, die sie einschlagen und die Mittel, die sie gebrauchen, um sich ihn zu verschaffen, wenn er sie flieht, und aus noch vielen andern Umständen, die ich in der Abhandlung über dieses Übel weitläufiger erörtern werde; wozu ich folgenden Weg einzuschlagen gedenke. Ich entwickle die Schlaflosigkeit aus dem Gegensatz des Schlafes, ich gehe von der Natur und den Erscheinungen des Schlafes aus, berühre die Zeit, die nach dem Geseze der Natur für alle ihre Wesen, und vorzüglich für den Menschen bestimmt ist; die Dauer, den Schlaf vor Mitternacht, den Einfluß der Träume auf den Schlaf, das Erwachen, den Nachmittagschlaf; wer ihn meiden soll? und für wen er sich zuträglich bewährt? Dann entwickle ich das Verhältniß des Schlafes zur Schlaflosigkeit, der die eigentliche Betrachtung dieser Schrift gewidmet ist. Die Ursachen, die sie erzeugen, daß sie bald als Symptom einer andern Krankheit (symptomatisch), bald

als ein selbstständiges Leiden auftritt. Ich betrachte die Schlaflosigkeit im gesunden und kranken Menschen; ihre Entstehung aus inneren und äußeren Ursachen; setze die Art und Weise auseinander, wie ihr vorgebeugt werden kann, und führe die Mittel an, die sich wie oft in einer unheilbaren Schlaflosigkeit wirksam bewiesen, unter denen ich am bewährtesten nebst einer zweckmäßigen Beschäftigung des Abends und vor dem Schlafengehen, einer zweckmäßigen Anordnung der Lagerstatt und des Schlafgemaches, Fußbäder und lauwarme Bäder fand. Zum Schluß folgt eine allgemeine Betrachtung über den Mißbrauch der sogenannten schlafmachenden Mittel, und ihrer traurigen Folgen für die Gesundheit, durch einige Facta erläutert.

Von der natürlichen Entwicklung der Geisteskräfte, und den physischen Nachtheilen einer vorschnellen Ausbildung derselben im zarten Alter.

(Fortsetzung.)

Zwar finden sich allerdings wohl selten merkwürdige Beispiele von sogenannten Wunderkindern, die durch ungewöhnlich frühe Entwicklung ihrer Talente, das ungeheilte Erstaunen der Mit- und Nachwelt auf sich ziehen; allein, wenn man ihre Biographie einer genaueren Beobachtung würdigt, dann überzeugen wir uns, daß sie gewöhnlich nur eines sehr kurzen Lebens, das, einem täuschenden Irlichte gleich, nur kurze Weile leuchtend, plötzlich wieder verlöscht, sich zu erfreuen haben, oder aber ein elendes, immer kränkliches Daseyn, gleich welken kraft- und saftlosen Treibhauspflanzen, traurig dahin schleppen. So lebte der in Lübeck 1721 geborne Christian, Heinrich Heinecke, nur vier Jahre, und sein zarter, kränklicher Körper konnte nichts anderes, als bloße Ammenmilch ertragen; aber seine frühe Entwicklung, sein unglaubliches Gedächtniß, sein lebhafter, selten tändelnder Wit, seine scharfe Beurtheilung erregten die Bewunderung Aller, die ihn kannten, und das Erstaunen des dänischen Hofes. Am Schluß seines ersten Lebensjahres waren ihm alle Geschichten des alten Testaments, im dreyzehnten Monathe Weltgeschichte und Geographie so geläufig, daß er alle Fragen leicht beantwortete. Latein sprach er sehr fertig, weniger französisch. Die Genealogie der regierenden Häuser hatte er ganz inne, und dieß Alles bey einem so kurzen Leben, von dem Krankheiten und Reisen einen beträchtlichen Theil nahmen. — Eben so gebührt auch, und beynahe noch mit größerem Rechte, dem jungen Maler, der im Jahre 1802 zu Hackney in England, 6 Jahre alt, starb, der Name eines Wunderkindes. Nebst seiner Muttersprache, die er höchst vollkommen schrieb und sprach, verstand er auch Latein und Französisch. In der Geographie besaß er so viel Kenntniß, daß er jede Frage leicht und fertig löste, und zeichnete aus dem Kopfe Landkarten, die in Hinsicht ihrer Zierlichkeit und ihres richtigen Verhältnisses, die Bewunderung Aller auf sich zogen. Im Zeichnen und Mahlen hatte er es ohne Unterricht und Anleitung so weit

gebracht, daß er Raphael'sche Köpfe treu und richtig copirte. Er begriff alles leicht und schnell, und verrieth in seiner Krankheit wie in seinem Tode, eine seltene Seelenstärke. — Als eines der wichtigsten Phänomene, ein Wunder von seltenen Anlagen und frühzeitiger Entfaltung, glänzte Wolfgang, Amadeus Mozart, der mächtige, unvergeßliche Zauberer in der Tonkunst. Er war zu Salzburg am 27. Jänner 1756 geboren; im dritten Jahre seines Lebens suchte er schon Accorde auf dem Claviere, im vierten lernte er es spielen, und brauchte, um ein schweres Stück mit Präcision und Ausdruck vorzutragen, kaum das Studium einer Stunde; im fünften fing er an zu componiren, und noch wußte er mit Feder und Dinte nicht gehörig umzugehen, und machte sein Notenpapier voll Flecke, als ihn sein Vater, der selbst Kenner war, arbeitend fand, und in Thränen der Bewunderung und Freude ausbrach. Im sechsten Jahre machte er mit seinen Ätern die erste musikalische Reise, und erntete allenthalben Bewunderung. Im folgenden Jahre erschienen seine ersten Werke gedruckt, und in Paris, London und in Italien erstaunten die Höfe und alle Kenner über den trefflichen, siebenjährigen Organisten (Orgelspieler), und die großen Concerte, wobey alle Symphonien von ihm selbst waren. Aber nur 35 Jahre lebte dieser zweyte Orpheus, den selbst Haydn für den größten Meister erkannte, von welchem er je gehört hatte.

Wer kennt nicht auch aus den herrlichen Meisterwerken, die sein idealischer Pinsel zauberte, Raphael den Albewunderten, den Unübertrefflichen. Ein innerer Drang, der dem Genie immer eigen ist, spornte ihn mächtig an, höher zu streben; er bildete sich selbst aus, und erlangte schon in seiner frühen Jugend eine Kunstfertigkeit, die seinen Schöpfungen das unverlöschliche Siegel heiliger Weihe, und unbegrenzter Bewunderung ausdrückte. Leider endete dieß göttliche Talent schon im 24. Jahre seines Lebens, die irdische Laufbahn, um zu jenen hehren Sphären, aus denen er Stoff zu seinen Wunderwerken schöpfte, verklärt sich aufzuschwingen.

Johannes Pic Fürst von Mirandola, der 1463 geboren wurde, wiederholte als Kind ganze Seiten vor und rückwärts, die man ihm nur ein einziges Mal vorlesen durfte; im achtzehnten Jahre verstand er 22 Sprachen, und im 24. verteidigte er in Rom gegen die gelehrtesten Männer seiner Zeit, 1400 Sätze mit dem siegreichsten und ruhmwürdigsten Erfolge.

Zwar lassen sich allerdings Beyspiele frühzeitiger Geistesentwicklung, die ohne das psychische und organische Leben im geringsten zu trüben, ihre Besitzer zu hohen Jahren kommen läßt, auffinden; allein diese Fälle erscheinen nur als wunderbare Meteore, als hellstrahlende Kometen, welche, da sie nur selten am azurnen Himmel der Kunst und Wissenschaften glänzen, die höchste Bewunderung, das unbegrenzte Erstaunen der Zeitgenossen und Nachkommen auf sich ziehen, aber uns niemahls als allgemein gültiges pädagogisches Regulativ bey Erziehung der Kinder dienen dürfen. Schon als Kind verrieth Blasius Pascal eine ungewöhnliche Neigung für Alles, was anhaltendes Nachdenken forderte. Sein Vater hatte seine Ursachen, warum er ihm durchaus keine mathematischen Schriften in die Hand geben wollte, und der junge Pascal zeichnete nun Figuren auf dem Fußboden, berechnete ihre Verhältnisse und schuf sich selbst eine Mathematik. Ein Kenner dieser Wissenschaft staunte darüber, und rieth dem Vater, dieser seltenen Anlage keine Gränzen zu setzen. Jetzt las der junge Pascal in seinem zarten Alter mit größtem Vergnügen den Euclid, und vor seinem sechzehnten Jahre gab er eine Abhandlung über den Kegelschnitt heraus. — Noch war Pope nicht zwölf Jahre alt, als er seine Ode über die Einsamkeit dichtete. — Händel componirte in seinem neunten Jahre, Wolf las als Schüler den Euclid ohne Lehrer, Bernini vollendete im 18. Jahre sein berühmtestes Kunstwerk, Apollo und Daphne, und in dem Jünglinge Klopstock reifte jene Epopee, die Deutschlands Ehre ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hohes Alter der Geistlichen und Schullehrer. Schon längst hat man die Bemerkung gemacht, daß diese beyden Classen von Gelehrten sehr lange leben, und die Ursache davon hat man bey den Lehtern dem steten Umgange mit jungen Leuten zugeschrieben; aber sollte dieß die einzige Ursache seyn? Sollte nicht auch viel dazu beytragen, daß sie von frühen Jahren an ihre Lunge stets anstrengen, und sie dadurch stärken? Ihre Brust hält also Vieles aus. Wie viel gibt es nicht Geistliche, die ein hohes Alter erreicht haben? B. V. Teller und Spalding in Berlin, Rosenmüller in Leipzig. So ist jetzt der lutherische Bischof

Borrowsky zu Königsberg 90 Jahre alt (geb. den 11. Juny 1740) und verwaltet sein Amt noch immer.

Ein Mathematiker hat vor Kurzem in Paris eine kleine Schrift herausgegeben, und darin den Frauen die tröstliche Versicherung gemacht, daß sie in der nächsten Generation dem männlichen Geschlechte auch an Körperkräften überlegen seyn würden. Der Mann macht gynäkologische Umtriebe, und sollte billig zur Strafe gezogen werden, denn er kann es ja leicht dahin bringen, daß uns die Frauen in corpore den Gehorsam auffagen! —

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey H. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

20.

Wien, Mittwoch den 9. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Lendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Von der natürlichen Entwicklung der Geisteskräfte,
und den physischen Nachtheilen einer vorschnellen Aus-
bildung derselben im zarten Alter.

(Fortsetzung.)

Wirkt schon die selbstthätige frühzeitige Entwicklung der geistigen Kräfte des Kindes, nur zu oft auf dessen physisches und vegetatives Leben mehr oder minder nachtheilig, um wie viel mehr muß dieses erst bey jenen Kindern Statt finden, die man bey einem sehr geringen Fond glücklicher Talente, schon in der zartesten Jugend mit mannigfaltigen Lehrgegenständen überhäuft, und daher statt zu brauchbaren, in das künftige practische Leben nützlich und wohlthätig eingreifenden Menschen, bloß zu beseelten Automaten, zu Nachbetern und Maschinenwesen, ohne selbstständiger Kraft, ohne Energie, ohne Muth und Trohsinn, zu modeln sich bemüht, die, wie abgerichtete Vögel, das, was ihnen gelehrt wird, zwar deutlich und getreu, ohne jedoch das Geringste davon zu verstehen, nachzusehen. Erfolgen aber auch in diesen Fällen eben nicht physische Leiden, so entstehen doch gewöhnlich in den übrigen Lebenssphären mehr oder minder erhebliche Störungen. Je früher man nämlich den Verstand und das Gedächtniß der Kinder anstrengt, desto schneller werden auch beyde abgespannt, und nicht selten Stumpf- und Blödsinn dadurch herbeigeführt. Nur allmählig übe man das Gedächtniß der Kleinen, und lehre nichts, was ihnen nicht leicht faßlich ist; überhaupt aber keine solchen Gegenstände, deren sie im Verlaufe ihres Lebens niemahls benöthigen, und die ihnen daher ganz unnütz sind. Befolgt man diese Vorschriften genau, und werden die Kinder, statt daß sie wie dieß bey jenen Gegenständen, die sie ohne dieselben zu begreifen, lernen sollten, der Fall ist, — Ekel und Überdruß empfinden, im Gegentheile mit stufenweise zunehmender Aufhellung ihrer Vorstel-

lungen und Begriffe, Neigung und Freude zum Studiren bekommen, und somit aus eigenem Antriebe mehr leisten, als der geübteste Schulmonarch durch seinen systematischen oder methodischen Lehrvortrag, Trotz seines finsternen Ernstes und aller Strenge, binnen langer Zeit zu wirken, im Stande ist. Die Annalen des kosmopolitischen Lebens liefern uns in den glänzenden Biographien großer Gelehrter, wahrhaft talentvoller und genialer Männer, wie eines: Rousseau, Bayle, Lambert, Dante, Heine, Duval, Shakespeare, Kant, Michael Angelo, Jose Brown, Mallikou und mehrerer Anderer, den überzeugendsten Beweis, daß die spätere Entwicklung des Geistes weit günstiger wirke, reifere und bessere Früchte bringe, als die durch flache Kunstgriffe vorschnell, oder zur Unzeit herbeigeführte Ausbildung der kindlichen Seelenkräfte. — Vor dem siebenten Jahre soll kein Kind in die Schule geschickt werden; denn nicht zu gedenken der bedeutenden Nachtheile, welche durch allzufrühe Anstrengung der erst kürzlich zum Selbstbewußtseyn gelangten Seelenkräfte, wodurch das gute Talent geschwächt und unterdrückt wird, unmittelbar entstehen, so stiftet schon das häufige Sigen in der Schule und nebstbey auch zu Hause, zumahl gleich nach der Mahlzeit, den gefährlichsten Schaden. Durch stetes Vorwärtstneigen des Körpers verengert sich die Brusthöhle, woraus verschiedene krankhafte Affectionen der Lunge ihren Ursprung nehmen. Die Rückenauale wird verkrümmt, der Unterleib zusammengezogen; es leidet daher Wächsthum und Verdauung, deren Störungen als Appetitlosigkeit, Blähungen, hartnäckige Verstopfungen, Wurmkrankheiten, oder aber als entkräftende Durchfälle, üble Laune, Verdrossenheit, Unmuth und verschiedene Nervenzufälle hervortreten, oft auf die empfindlichste Weise.

Viele Ältern senden ihre munteren Kleinen schon mit vier bis fünf Jahren, bloß aus dem leichtesten Grunde in die

Schule, um sich auf einige Stunden des Tages Ruhe zu verschaffen; auch glauben sie, die Schule sey derjenige Ort, wo die lebenslustigen, immer scherzenden, hüpfenden und springenden Kinder einen stillen Ernst, ein gesetztes, solides Betragen lernen. O der Verblendeten! die nicht zu wissen scheinen, daß die Schule in dieser Periode nicht selten das Grab des physischen und moralischen Lebens ist. Möchten sie doch nur überlegen, daß die Kindheit jene wichtige Periode umfasse, während welcher der junge Weltbürger nicht zwischen düsternen Mauern des Schulgebäudes eingezwängt, gleich den Trapisiten am Monserat, zur düsternen, menschen-scheuen und kraftloswanfenden Schattengestalt herabsinken, sondern nur spielen lernen, und ihm, bis zur vollkommenen Entwicklung des Organismus, stets ungehörte Bewegung in freyer Luft gegönnt werden soll. Hat das Kind sein siebentes Lebensjahr erreicht, dann kann es immerhin die öffentliche Schule besuchen, doch soll es sich täglich nicht länger als höchstens durch zwey Stunden darin aufhalten, und einen Tag in der Woche zur nöthigen Erholung und Beförderung seines ungetrübten Gesundheitswohles völlig frey haben.

Was die innere Beschaffenheit einer Schule betrifft, so soll das Zimmer hoch, geräumig, gehörig hell seyn, und täglich zwey bis drey Mahl gelüftet werden, die Schüler nicht gegen das Licht sitzen, damit sie nicht schieflend werden. Ganz vorzüglich haben jedoch Lehrer das Tragen der Mäntel während der Lehrstunden strenge zu untersagen, da unter diesen Kleidungsstücke, ohne daß man es gewahr wird, oft die ungebührlichsten Handlungen, die auf das physische und geistige Wohl höchst nachtheilig wirken, verübt werden. Mit ansteckenden Krankheiten, wie Krätze, Kopfgrind u. dgl. sehr unreinlichen, mit ekelhaftem Ungeziefer behafteten Kindern soll der Schulbesuch so lange, bis sie gänzlich davon hergestellt, oder gehörig gereinigt sind, auf keine Weise gestattet; aber auch Schulkinder, wie dieß allenthalben gebräuchlich ist, niemals zum Hockenziehen, Balkentreten, indem dadurch nur zu häufig Bluthusten, Lungen- oder Halsentzündungen, Blähbals oder Darmbruch entstehen können, verwendet werden.

So wie die Verdauung durch nichts so sehr, als durch Studiren und Nachdenken gleich nach dem Essen getrübt wird, eben so verwende man nicht die Zeit des Schlafes, die Nacht, welche dem Wiedererfasse der, durch das Tagewerk erschöpften Körper- und Geisteskräfte gewidmet ist, zum Lernen. Man gönne dem jungen Menschen den süßen Genuß der nächtlichen Ruhe, deren Entziehung den Organismus in einem Schwächezustand versetzt, der durch Mangel und Überspannung zugleich begründet, endlich zur höchsten Höhe gedeihen muß. Nicht minder beschränke man die Thätigkeit des Geistes nach überstandenen Krankheiten der Kinder, und gewähre ihnen noch einige Zeit darnach die nöthige Erholung; zumahl da, indem der Körper oftmahls nur äußerst langsam sich restaurirt, nichts so leicht die gefährlichen Recidiven oder anderartige Krankheiten herbeiführt, als zu frühzeitige Anstrengung der kindlichen Seelenkräfte, während der Periode der Reconvalescenz. Die schicklichste Tageszeit zum Lernen für jedes Alter ist unstreitig die Morgenstunde, wo der Mensch durch verjüngte Kraft

zur erneuerten Thätigkeit des Geistes, ohne den übrigen Lebensfunctionen der Verdauung und anderen durch Ableitung und Kraftentziehung zu schaden, eingeladen wird. Überhaupt kommt bey dem Unterrichte der Kinder, der zwar vorzüglich auf die Geistesbildung berechnet ist, aber auch auf die gemüthliche Lebenssphäre, so wie auf die vegetative den wichtigsten Einfluß behauptet, äußerst Viel und Man-nigfaltiges zu beachten, das aber nicht so ganz zum Zwecke dieses Aufsatzes, sondern vielmehr in das Gebieth der Pädagogik gehört. Nur glaube ich aus zu wichtigen Gründen vor zu früher Erlernung fremder Sprachen, die man gewöhnlich zu philosophisch, systematisch und mit dem Abstracten verwebt, vorzutragen pflegt, zu warnen; indem dadurch nicht nur Unlust und Ekel am Studium, sondern sehr leicht auch alle jene Nervenleiden, die aus übermäßiger Geistesanstrengung entspringen, bedingt werden. Im neunten, zehnten Lebensjahre ist es immer noch um so mehr Zeit genug, dem Kleinen irgend eine oder die andere fremde Sprache zu lehren, da dieselbe vor dieser Zeit gewiß nur unnützer und eitler Tand ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wissenschaften. Ihr Einfluß auf Geist und Körper.

Betrachten wir den erhabenen Zweck des Menschen, als ein Wesen mit Vernunft und Freyheit begabt; so finden wir, daß er, als ein Bürger zweyer Welten, nur dann nicht zwecklos gelebt habe, wenn er auch für den reinen Genuß jener höheren Freuden, die ihm geistige Thätigkeiten spendeten, ein empfängliches Gemüth besaß, wenn er in den heiligen Tempeln der Künste und Wissenschaften heimisch war, und sich dort Reichthümer sammelte.

Strebst du nach Tugend, Recht und Wahrheit, die Wissenschaften allein führen dich in diese Heiligthümer ein; suchst du Zufriedenheit und Ruhe deines Gemüthes, wenn dich die Menschen täuschen, wo kannst du sie schöner finden, als in dem Kreise der Wissenschaften? Im Glück, so wie im Unglück, harret Niemand bey dir mit treuerer, innigerer Liebe aus, als sie. Niemand tröstet dich mehr — als sie! — Aber um glücklich durch sie zu seyn, muß man sie klar mit Vernunft und Verstand erfassen, von dem Erworbenen den richtigen Gebrauch machen, und sich nicht durch Phantasiegebilde täuschen! —

Der Mensch im Menschen weist auf diesen erhabenen Zweck hin — daher dieses Streben, nach einem Großen, Edlen und Schönen. Aber, wenden Einige ein, die nie die Wonne eines höhern geistigen Genusses empfanden, betrachten wir die lebenden Schatten von Menschen, die Misantropen und Hypochondristen, die sich mit den Künsten und Wissenschaften beschäftigen. Betrachten wir sie, wie die Gluth ihre Augen erloschen, Todtenblässe ihre Züge entstellt; betrachten wir, wie Lungenfucht, Leber- und Nervenkrankheiten sie in der Mitte ihres Lebens dahintraffen?!

Wohl wahr, viele dieser Übel begleiten den Gelehrten durch sein ganzes Leben, und setzen ihm vor der Zeit den

Leichenstein; aber nicht das Nachdenken, nicht die geistige Beschäftigung mit Maß und Ziel unternommen, sondern ein übermäßiges Anstrengen der geistigen Kräfte bey Nacht, in einer kleinen engen Stube, bey verschlossenen Fenstern unter dem schädlichen Einflusse einer verdorbenen Zimmerluft, mißliche äußere Verhältnisse, Familienzwiste, Neid, Mißgunst und Ehrgeiz, die ihn verleiteten, Tag und Nacht sich den Wissenschaften zu widmen, Schlaf und Bewegung zu fliehen.

Betrachten wir endlich die Menschenmenge, die Ausschweifungen im Genuße der Geschlechtsliebe, unmäßiges Tanzen, leidenschaftliches Spielen, Jörn, Neid, Haß, Kummer und Hoffnungslosigkeit dem Tode opfern; so nähern wir bald die ernste Überzeugung, daß eine weit geringere Anzahl von Menschen durch übermäßige Thätigkeit des Geistes starb, als durch obengenannte Feinde zu Grunde ging. Dann hat ja selbst der Tod eines Gelehrten, dessen Nahme die Mit- und Nachwelt nennt, etwas Beruhigendes für den Menschen, wenn er zurückblickt auf die verlebten Tage, was er für seine Mitmenschen geleistet? Wie quälend ist der Tod für den Wollüstling?! Hiermit wird aber nicht behauptet, daß der Mensch ohne Unterschied, den Künsten und Wissenschaften sein Leben widmen soll; — nein, er soll auch hier, wie bey allen geistigen und physischen Genüssen, die ihm das Leben und die Welt gewähren, wohl das Maß seiner geistigen und körperlichen Kräfte, nicht überschätzen, und auf Kosten der Letztern die Erstern, als die Erstern auf Kosten der Letztern ansapornen und erschöpfen, er überlege das Weiße: je länger und lieber.

Der Tag gehört zur geistigen und körperlichen Arbeit. Die Nacht ist zur Erholung bestimmt, zum Wiederersatz der verlorenen Kräfte; wer auch diese Zeit in die Sphäre der geistigen Thätigkeit hineinzieht, untergräbt das Leben bey der Wurzel. Die strengeren Geistesarbeiten suche man besonders des Morgens vorzunehmen, wo sie dem alten Sprichworte gemäß (Morgenstund hat Gold im Mund) rascher und besser vor sich gehen, und weniger ermüden. Musik, Dichtkunst, leichte Lectüre seyen als Erholung dem Abend aufgespart.

Jedes Geschäft im Leben will seine bestimmte gewisse Zeit; daher studiere man nicht unmittelbar vor dem Essen oder gar während dem Mittagessen oder alsogleich darnach. Durch eine solche verkehrte Lebensweise, wird die Verdauung gestört, indem das Nervenleben verhindert wird, seinen wohlthätigen Einfluß auf die Organe der Verdauung auszuüben. Daher klagen Gelehrte über Mangel an Appetit, Magendrücken, Blähungen, Stuhlverhaltungen, Koliken etc.

Kann man im Freyen, im Hause der Natur seinen Geist beschäftigen, gelagert unter dem Schatten duftender Bäume, wird man am besten für seine Gesundheit sorgen.

Hat man durch Gehen, Reiten oder durch anstrengende körperliche Arbeiten sich ermüdet, so vermeide man nach Umständen geistige Arbeiten.

Ist das Gemüth heftig ergriffen, von Kummer, Neid, Hoffnungslosigkeit etc., so entziehe man sich einer strengeren Geistesarbeit, und trachte im Kreise theilnehmender Freunde seines Harmes zu vergessen.

Es wären noch viele Maximen für die Lebensweise eines Gelehrten anzuführen, allein ich gedenke, was ich hier flüchtig berührte, zu seiner Zeit in einer eigenen Schrift: Wie können wir den meisten Krankheiten vorbeugen? genau und umständlich auseinander zu setzen.

Dr. L. Fleckles.

Die abergläubischen Meinungen der heutigen Griechen.

Die Neugriechen haben eine große Menge abergläubischer Meinungen von ihren Altvordern geerbt, zu denen sie noch viele hinzugehan haben; so daß sie vom Aberglauben gleichsam besessen sind. Was schön und gut ist, das kommt nach ihrer Meinung durch den Dienst der Engel und Heiligen von Gott, welche an die Stelle der Genien und Halbgötter ihrer Voraltern getreten sind. Die Seuchen, die Pest, den Donner und die Erdbeben schreiben sie den Geistern zu, welche von dem bösen Principe (dem T...) ausgehen. Bey dem Nahmen dieses wird selbst dem unerschrockensten Griechen nicht wohl zu Muthe; zum Glücke glauben sie an dem Räucherwerke ein unfehlbares Mittel zu haben, ihn zu vertreiben. Sie fürchten, einem P a p a s oder einem Mönche bey Sonnenaufgange zu begegnen, weil sie glauben, es würde sie an diesem Tage ein Unglück treffen.

Im Morgenlande ist es gefährlich, von Hörnern zu sprechen, weil sich die Griechen, die Türken, und die Juden vor ihnen scheuen. Ein Grieche fährt vor Entsetzen vor einer Schnecke zurück, und ein Jude spuckt sich in die Brust, wenn er ein Hirschgeweihe erblickt.

Jede griechische Familie hat die Hausgötter ihrer Voraltern durch Reliquien ersetzt, denen sie alles Gute zuschreibt, was sich ereignet. Die junge Griechin, welche in ihrem Busen eine unbekannte Regung fühlt, läßt durch ihre Erzieherin eine Opfergabe von Kuchen und Mehl in eine Grotte setzen, um die Miren (Μοῖραι, Schicksalsgöttinnen) zu bitten, ihr einen Gatten zu schicken. Die Neuverheiratheten rufen diese Geister an, um das Geschenk der Fruchtbarkeit zu erhalten; die Gattin aber, welche unter ihrem Herzen sich die Frucht ihrer Ehe bewegen fühlt, nimmt ihre Zuflucht bloß zu dem erhaltenden Gotte, den sie um Segen für ihr zu gebärendes Kind bittet. Hat jedoch dieses das Licht der Welt erblickt, so beginnt die Herrschaft des Aberglaubens wieder. Unter das Hauptkissen des neugeborenen Kindes legt man einen Kuchen, eine Goldmünze und einen Degen, um ihm Überfluß, Glück und Kraft zu verschaffen. Nach dieser Ceremonie feyert man den fünften Tag nach der Niederkunft die *Amphidromia* (den fünften Tag nach der Geburt, an welchem bey den alten Griechen die Hebammen mit dem Kinde um den Herd herum liefen), welche man jetzt den Besuch der Miren nennt. Die ärmste Hütte bekommt alsdann ein festliches Ansehen, um die guten Frauen aufzunehmen, die man sonst niemals sieht, ob sie schon der Wöchnerin das Milchfieber vertreiben. Indessen muß man sich doch Trost dieser Aufmerksamkeit in Acht nehmen, sie allein zu lassen, weil man besorgt, sie könnten ihr

den Hals umdrehen; denn ob diese Feen schon fromm und sehr alte Jungfern sind, so beneiden sie doch die Gattinnen um das Glück der Mutterfreuden.

So verbittert den Griechen der Aberglaube jeden Schritt, den sie thun, und sie plagen sich nach den Jahreszeiten mit verschiedenen Gespenstern ihrer Einbildungskraft. Ein besserer Unterricht wird nach und nach viele von den thörichten Meinungen ausrotten, welche sie jetzt von den frühesten Jahren an einsaugen.

Palmenblätter für Leidende.

Das Marienbild.

(Romanze.)

Vorm Dorfe drauß auf grüner Au,
Das Bildniß steht der Himmelsfrau;
In Demuth glüht des Wandrers Seele
Hier an der gottgeweihten Stelle,
Verehrung sich im Busen regt,
Und sinnend er sein Kreuzchen schlägt.

Dahin ging Gretchen früh und spät
Mit frommem, kindlichem Gebeth;
Wollt' Kummer das Gemüth beschleichen,
Fleht sie, die Gottheit zu erweichen,
Und hat, gleich einer Himmelsbraut,
Dem Gnadenbilde stets vertraut.

Als einst der Vater ferne blieb,
In fremdem Land' herum sich trieb:
Nannt ihn; allein nur ihre Bitte
Und sieh', er naht mit frohem Schritte
Nach manchem hart bestand'nen Strauß,
Der Heimath, und dem sichern Haus!

Und als für's liebe Vaterland
Den Heldentod der Bruder fand;
Da sprach sie: „Heil'ge laß die Klagen
Der Mutter mich alleine tragen,
Daß sie vergesse den Verlust,
Und Friede werd' der armen Brust!“

Da suchte sie Trost im frommen Wahn; —
Ein Pilger kommt den Weg heran,
Hört ihn: „Gott grüß' dich, Gretchen, sprechen,
Gott grüß' dich, Mädchen, sonder Schwächen,
Der Herr sey schützend stets mit dir
Bey deinem Wandel für und für!“

Ein heil'ger Schauer sie befällt,
Als läng's herab aus Gotteswelt,
Verkört fast sind des Fremden Züge,
Sein Antlitz sonder Trug und Lüge,
Das Auge nur — die Lippe nicht,
Ein stumm' Gebeth zum Himmel spricht. —

„Gott schenke dir bey Nacht und Grau'n
Ein festes, kindliches Vertrau'n,
Und lasse dich in trüben Tagen
Des Jammers nimmermehr verzagen!
Des ew'gen Wege dunkel sind;
Verzag nicht Gretchen, liebes Kind!“

„Enthülle Künste'ges, Vater, sprich!
Ein Pfeil des Unglück's treffe mich.“
So Gretchen; „magst mir's nur verkünden,
Und sollst gefast die Tochter finden,
Ich schwör' es kühn, die Schwache, dir, —
Am Bild der Gnadenmutter hier!“

„Dies Steinbild, unverfehrt und neu,
Der Zukunft Trauerbothe sey“
Zu Gretchen spricht der bied're Alte
Reicht dann aus seines Mantels Falte,
Das Kind zu schützen vor Gefahr,
Die fromme Rechte segnend dar.

Auf steht sie, küßt des Kleides Saum,
(Noch sieht sie Alles, wie im Traum)
Und eh' sie sich noch wach gefunden,
War gleichsam die Gestalt verschwunden —
„Gott stärke dich in Trübsal,“ schwach!
Tönt's wie in Geisterworten nach. —

Das Schwesterchen, das traute lag
Im Krankenbett' noch manchen Tag;
Es bricht die Nacht ein unter Stürmen,
Gewitterwolken all sich thürmen,
Es zischen Blitze kreuz und quer,
Und furchtbar rollt der Donner her! —

Die Sonne lacht; — im Morgenthau
Eilt sie hinaus zur Himmelsfrau,
Und sieht — ach, nur zerstreute Trümmer —
Das Bildniß selber sieht sie nimmer —
Eilt heim — o unerforschter Gott!
Und findet da die Schwester — todt!

J. Pepermann.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Baskler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

21.

Wien, Samstag den 12. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Von der natürlichen Entwicklung der Geisteskräfte, und den physischen Nachtheilen einer vor schnellen Ausbildung derselben im zarten Alter.

(V e s t u b.)

Höchst nachtheilig verfahren ferner jene Ältern und Erzieher, die ihren Zöglingen nur sehr selten oder niemahls ungestörte Bewegung des Körpers durch Gehen, Laufen, Springen, Klettern u. dgl. gönnen; sondern von denselben im Gegentheile eben jenes gesetzte Betragen, jenes ernste, stille Wesen, jene Gelassenheit und Ruhe fordern, die nur dem höheren Alter, und auch diesem nicht immer ausschließend zukommt. Mondenlang eingeschlossen in dumpfe Stubenluft, vergraben den ganzen Tag, ja nicht selten die halbe Nacht hindurch, unter einem Berge von Lehrbüchern Landkarten, Vericons u. s. w. deren bloßer Anblick schon den äußersten Abscheu und Unmuth gegen das Studium bey dem armen Kinde erregt, oder mit vorwärts gebogener Brust, die Feder, das Reißbley oder den Pinsel in der Hand, angeschmiedet an den Tisch, bloßgestellt den pedantischen Launen seines bisweilen tyrannischen Erziehers, sind Schwäche, Mattigkeit, todtenfarbe Bläße des Gesichts, Unmuth, Zaghaftigkeit, schwermüthiges, dumpfes Hinbrüten, und stete Kränklichkeit die traurige Ausbeute einer so naturwidrigen Educationsmethode. Die zeitweise, höchst ersprießlich, freythätige Bewegung der Kinder nach anhaltender Geistesbeschäftigung, mache einen Hauptgegenstand der physischen Erziehung aus; denn die allmächtige Natur wollte die Erde nicht mit regungslosen Bildsäulen, nicht mit bloßen Schnecken gestalten bevölkern, wollte uns nicht, wie Auster an Felsen kleben, sondern zu kräftigen, gesunden Menschen, die in das practische Leben thätig und nützlich eingreifen, bilden. In jenen Fällen nur, wo die Jahreszeit, Witterung oder andere Verhältnisse die Motionen der frühlichen Klei-

nen, um ihnen durch Spaziergänge, Spiele, und gymnastische Übungen die nöthige Erholung zu verschaffen, gerade zu verbieten, weise man denselben ein geräumiges Zimmer, worin sie sich, jedoch stets unter gehöriger Aufsicht, damit sie sich keinen Schaden thun, bis zur Ermüdung herumtreiben können, zum belustigenden Vergnügen und gymnastischer Übung an. Auch erweist es sich für das Gesundheitswohl derselben höchst zuträglich, wenn man ihnen allerley leichte Verrichtungen im Hause überträgt, wobey sie ihren Körper mäßig bewegen.

Ogleich Niemand in Abrede stellen wird, daß sowohl die geistige als gemüthliche Seite des Kindes durch vernünftigen Unterricht entwickelt, und gebildet wird, so soll doch jede despotische Strenge, alle rohen Leibes- und entehrenden Strafen, deren sich ungebildete Lehrer so häufig zu bedienen pflegen, wodurch aber das Gemüth verdorben, und mancherley Uebelsynsformen begründet werden, jederzeit gänzlich unterbleiben. Hieher gehört das Schlagen der Kinder mit einem Stocke, mit Büchern oder mit der Hand, besonders auf den Kopf und in das Gesicht, sogenannte Maulschellen, Ohrfeigen —, das Stoßen, Kneipen, Ziehen bey den Haaren und Ohren; Nasenstüber eben so, wie das Stoßen und Schlagen auf den Rücken, und die Brust, bey der Zartheit des Körpers, insonderheit des Knochensystems nur zu leicht Verkrümmungen der Rückensäule, Blutgüssen u. dgl. herbezuführen vermögen. Überhaupt die Anwendung knechtischer und pöbelhafter Strafen, das Peitschen mit Ruthen, das stundenlange Stehen auf einem Fuße, das Knien auf Erbsen, oder auf der Schneide eines Holzstückes, das in den Bockspannen u. dgl. Vorzüglich ist die Ruthe ein sehr gefährliches Züchtigungsmittel, indem ihre Anwendung nicht selten gefährliche Reizung der Generationsorgane und vorzeitige Aufregung der Sinnlichkeit in diesem Systeme erzeugt. Die Ruthenstreiche, die der achtfährige

J. J. Rousseau von der schönen *Lambertier* empfing, hatten die sonderbare Wirkung, daß er gerne diese Züchtigung von ihrer Hand zu erhalten wünschte. Zum Glück gewahrte sie an ihm, bey Wiederholung dieser Strafe, die Äußerung gewisser sinnlicher Gefühle, und stellte deshalb von nun an, diese Art zu strafen ein. Dagegen darf aber auch das außerordentliche Gedächtniß Papst Clemens VI., zufolge dessen er Alles, was er las, wörtlich auf immer behielt, da dieß seltene Talent die unmittelbare Folge eines Schlags auf das Hinterhaupt in seinen Kinderjahren war, niemahls als pädagogisches Stärkungsmittel zur allgemeinen Nachahmung dienen, oder als solches empfohlen werden. Überhaupt dürfen Körperstrafen vor dem fünften Jahre gar nicht in Anwendung treten, und ein Gott, sagt *Arndt*, würde sie hier nur ohne Schaden gebrauchen können.

Der freye Sinn des Kindes, sein Muth, seine Kraft gehen dadurch verloren, es wird träge, launig und mürrisch. Zucht muß zwar allerdings bestehen, allein nicht jene alberne, die stets die empfindlichsten Märtyrer — Werkzeuge des kahlen Schuldespotismus, Ruthe, Stock und Geißel in ihren rohen Schergen Händen hält. Die entsprechende Richtung und Leitung des kindlichen Schamgefühls, welches, da es aus dem Bewußtseyn der Unvollkommenheit und der Schwäche entspringt, und den Kindern doch nur in dem Grade, als sie von ihren Mängeln überzeugt sind, eigenthümlich ist; überhaupt und im Ganzen genommen, die Grundfeste einer vernünftigen Erziehungsweise bilden soll, wird, wenn man dieselbe gehörig zu behandeln und zu regeln weiß, sowohl zur Belohnung als Bestrafung, das hinreichende, ja entschieden beste Mittel liefern.

Ob schon aber körperliche Züchtigungen in physischer Hinsicht stets schädlich und daher ganz unstatthaft sind, so werden dieselben doch manchemal zum Behufe der moralischen Erziehung, wenn gelindere Mittel bereits nichts fruchteten, unumgänglich nothwendig; indessen ist dabey stets eine genaue Stufenfolge zu beobachten. Nichts desto weniger sollen jedoch Altern und Erzieher stets in den Schranken der Bescheidenheit und Überlegung bleiben, die Kinder nicht ohne Verschulden, wegen unbedeutender Kleinigkeiten, unangekündigt, bloß aus Unmuth und übler Laune mit Strafen, zumahl mit körperlichen Züchtigungen belegen, oder dieselben in Fällen, wo sie offenbar zwecklos und zweckwidrig sind, gebrauchen, z. B. als Mittel, Lust zum Lernen, ein artiges, anständiges Benehmen u. dgl. zu bewirken. Nur im Falle der Noth dürfen Strafen in Anwendung treten, dagegen aber so lange, als man den Zweck, der bloß in Reaflirung des Wunsches, die Kinder zu bessern, bestehen soll, erreichen kann, gänzlich zu unterbleiben. Wenn schon körperliche Bestrafung unvermeidlich gefordert wird, so dürften auf jeden Fall einige Streiche, aber nicht mit der Ruthe, die, wie erwähnt, nur zu leicht zur Erweckung gewisser, bisher völlig unbekannter sinnlicher Gefühle Veranlassung gibt, sonderu mittelst eines dünnen, biegsamen Stäbchens, auf den Hintern, wo Nerven und Gefäße von vielen Muskeln und Fette bedeckt sind, beigebracht, die entsprechendste, und am wenigsten nachtheilige Züchtigung bey Kindern seyn. Überdies hat man bey jedesmaliger Bestrafung und Be-

stimmung ihres Grades stets das Vergehen, Altergeschlecht, die Leibesbeschaffenheit des Sträflings genau zu berücksichtigen; so wie dieselbe immer nur mit reifer Überlegung und bey ruhiger Gemüthsstimmung, nicht aber in größter Hitze und Zorn, ferner nur von Altern oder dem Erzieher, jedoch keineswegs von Dienstbothen, älteren Geschwistern oder fremden Personen vollzogen werden soll.

Einige Worte über Übervölkerung, und den Einfluß des Zeitgeistes auf die Gesundheit.

Zu einer Zeit, wo so viel von einer uns bevorstehenden Übervölkerung gesprochen und geschrieben wird, wo man sich überzeugt hält, daß die Menschen sich zur Ungebühr anzuheufen vermögen; zu einer solchen Zeit dürfte es wahrscheinlich befremden, sich noch mit Nachweisung dessen, was auf Beförderung des physischen Wohles Bezug hat, ernstlich zu beschäftigen. Zwar würden selbst dann, wenn erstere Besorgniß gerecht und gegründet wäre, Religion und Moral dennoch gebiethen, das Wohl der Staatsbürger nach Kräften zu befördern.

Nicht ohne bange Besorgniß blicken selbst Wohlunterrichtete auf die außerordentliche Vermehrung und Fortpflanzung der Bewohner aller cultivirten Länder der Welt. Die Uebersahl der, in diesen Staaten zur Zeit des Friedens Gebornen spricht so laut dafür, daß man nicht erst aus statistischen Nachrichten die Summe der Vermehrung zu ziehen nöthig hat. Daher geht man so weit, schon jetzt eine Übervölkerung annehmen zu wollen, die, fände sie wirklich Statt, allerdings der Gesamtmenschheit so gefahrbringend seyn würde, daß alle übrigen schädlichen Einflüsse der Außenwelt gar nicht weiter in Betracht kommen könnten. —

Unseren Dafürhalten nach, ist jedoch diese Furcht ungegründet, denn die Zeugungskraft der Menschen scheint eben so, als die unseres Erdkörpers stets dieselbe zu bleiben. Nur eine partielle, durchaus keine universelle Übervölkerung ist nachweisbar, sie findet vorzüglich im cultivirten Europa Statt, und ist besonders in jenen Ländern drückend, wo Klima und Boden die Fruchtbarkeit nicht besonders befördern, und durchaus kein Land für Urbarmachung und Anlegung von Colonien mehr übrig ist. — Stellten sich nur der Auswanderung und den Ansiedlungen keine Hindernisse in den Weg, so würde der gekannte Theil unserer Erde den Brotsuchenden Unterhalt genug gewähren, und die so nöthige Vertheilung und Ausgleichung wäre sofort zu Stande gebracht. Unsere Aufmerksamkeit überhaupt auf Deutschland richtend, müssen wir allerdings zugeben, daß die Anzahl der Consumenten in Verhältniß zu dem, von ihrem bemohnten Erdstriche viel zu groß ist, daß vorzüglich Mifernten uns diese Thatsache in fürchterlicher Gestalt vor Augen führen würden. Allein Übervölkerung kann es um deshalb nicht genannt werden, weil hinsichtlich des Ertrages des Bodens der Gewinn den Bedarf noch deckte, und selbst mittelmäßige Ernten wirklichen Mangel noch nicht wahrnehmen ließen.

Sollte jedoch, wie es allerdings einen Anschein hat, die Ausrottung der Menschenpocken, eine wohlthätig wirkende Medicinalpolizei, eine umsichtiger Ausübung der Heilkunst, und immer seltener werdende Kriege unter gestützten Völkern, die Vermehrung unseres Geschlechts fortwährend, und in zu leicht zu berechnender Progression befördern; so würde allerdings das, was jetzt nur befürchtet wird, in Wahrheit eintreten, und gewaltsame Regungen zu Folge haben. Völkerwanderungen, so schwer ausführbar sie uns jetzt auch dünken mögen, würden dann noch das minder gewaltsame Ausgleichungsmittel abgeben. Doch selbst dann, und bevor alle Theile der Welt sich gleicher Ansiedelung und Cultur erfreuen, würde man nur von partieller Übervölkerung sprechen dürfen. Sollte es sich jedoch in nachfolgenden Jahrhunderten ereignen, daß das längst Befürchtete verwirklicht würde, und die Erdoberfläche für Ernährung ihrer Bewohner nicht mehr ausreichte; so glaube ich zuverlässig, daß die Natur selbst aus ihrem Schooße die Verteilungsmittel zur erforderlichen Reduction entbinden würde. Gestattet sie doch keiner Thiergattung eine Vermehrung auf Kosten der andern; sorgt sie doch, wenn gleich blind und vielleicht selbst, weil es so und nicht anders möglich ist, für gleiche Ausgleichung und Ordnung. Würde doch eine Überzahl an Erdbewohnern, die übrigens kaum denkbar möglich ist, sich vielleicht selbst mit der Organisation der Erde nicht vertragen! — Wer vermag den räthselhaften Zusammenhang der irdischen Schöpfung zu errathen?! — Solche theilweise Übervölkerungen mögen oft auf unserer Erde Statt gefunden haben; vielleicht fand früher sogar eine wirkliche Übervölkerung Statt, und die gegenwirkenden Naturkräfte vernichteten sie durch jene mächtigen Revolutionen und Metamorphosen, die unsere Erdoberfläche nachweisbar überstanden hat. Da es jedoch zu vermuthen steht, daß die äußere Schale unseres Planeten früher weit kräftiger und fruchtbringender gewesen ist, als gegenwärtig; so steht auch zu erwarten, daß die mehr sterile und kalkartige Oberfläche eine, mit der Production in Mißverhältniß stehende Thierzeugung nicht befürchten lasse. Denn alles steht in Gottes großer und ewig unbegreiflicher Schöpfung in vollster Harmonie und Eintracht, und selbst die, in Liebe und Abneigung, in Anziehung und Abstosung fortwährend begriffenen Naturkräfte, bilden gewiß Einklang und Übereinkunft; die nur unsern schwachen Sinnenorganen unkennbar und unsäglich bleiben. Darum reicht der Vernunftbegriff nicht aus, sondern wir müssen auch die Gesetze der Natur und die Offenbarung selbst zu Hülfe nehmen, um nicht Hypothesen auf Hypothesen zu häufen.

In der Hoffnung gedachten Irrwahn glücklich bekämpft zu haben, erinnere ich zugleich, daß es zur Vervollkommenung der Heilkunst nicht ausreicht, allgemein bekannte Schädlichkeiten als Krankheitsveranlassungen zu kennen; sondern daß es dringend erforderlich ist, jede auf uns feindselig einwirkende Potenz genau zu prüfen, und insofern selbige ihre schädliche Wirkung bewährt, unsere Mitbürger dafür zu warnen, und sicher zu stellen. Wohl ermangelten wir Ärzte nie, den Krankheitsursachen, selbst den entferntesten nachzuspüren, und unausgesetzt geht unser Bemühen noch jetzt dahin, nicht nur

den Einfluß, den unser Erdbörper auf das physische Wohl seiner Bewohner äußert, zu ergründen, sondern selbst zu erforschen, auf welche Weise Sonne, Mond und Planeten an dem Erkranken der Menschen und Thiere schuld sind. Doch minder berücksichtigen wir den Zeitgeist, und dessen Einfluß auf Hervorbringung von Krankheiten.

Den herrschenden Geist der Krankheiten, diesen kannten wir stets und sehr genau, nicht aber das zeitige Einwirken der periodisch vorherrschenden Sitten, Gebräuche, Tugenden und Laster, der Denk- und Handelsweise im Allgemeinen, die wir mit dem Nahmen Geist der Zeit belegen. Um ihn genau und bestimmt aufzufassen, müssen wir die Gegenwart scharf ins Auge fassen, und sie mit der Vergangenheit wohl vergleichen, um das fragliche Product zu finden. Wohl wird das Erkennen des Zeitgeistes dem, der schon lange lebt, und die Vorzeit genügend studiert hat, an und für sich leicht. Schwieriger jedoch das gründliche Erforschen von dessen Einfluß auf Erzeugung oder Aufhebung von Krankheiten, und auf Veränderung derselben; denn es handelt sich hier um Ergebnisse, deren Wichtigkeit erheischt, daß sie von Jedem als wahr und bestehend anerkannt werden.

Solche periodisch kennbar werdende Schädlichkeiten sind meistens Folgen der, aus dem gesellschaftlichen Vereine der Menschen entspringenden Mißverhältnisse und der Entfittlichung, die sich auch wie Alles Denken und Dichten, Thun und Handeln der Sterblichen abwechselnd, bald in erfreulicher und Vervollkommenung versprechender Gestalt; bald in betrübendem und ein wahrnehmbares Sinken beziehendem Grade darstellen. Ist doch auch hier, wie in Allem, was sich auf unserer Erde dem innern und äußeren Auge im Geistigen, wie im Körperlichen zur Betrachtung darbietet, ein steter und ununterbrochener Kreislauf nicht zu verkennen, der sich in Künsten, wie in Wissenschaften, in der Denk- und Handelsweise, in Sitten und Gebräuchen, in Tugenden und Lasten, ja selbst in der Glaubens- und Gotteslehre so deutlich und bestimmt wahrnehmen läßt, wie es sich dem aufmerksamen Beobachter in der Bewegung unzähliger Himmelskörper und in der Bildung und Erhaltung seiner selbst, zur offenbaren Gewißheit kund thut.

Sollen nun vorherrschende, und auf die Bewohner eines Landes besonders nachtheilige Potenzen obenerwähnter Art baldigst erkannt und genügend gewürdigt werden; so ist der Geist der Zeit, wie er sich im Leben der gebildeten Nationen auf vielfache Weise ausspricht, und wie er sich besonders in dem uns zunächst berührenden Vaterlande zeigt, zu berücksichtigen. Auf mannigfaltige Weise gibt er sich in politischer, statistischer, kirchlicher, finanzieller und commercieller Beziehung zu erkennen; vernehmbar spricht er sich in der öffentlichen Meinung, in der Tendenz der academischen Bildung und im Charakter des Volkes aus. Wir hängen als Bewohner eines sehr gemäßigten Himmelsstriches, bey Weitem weniger von dem so gebieterischen Einflusse der Außenwelt ab. Wir tragen, das Gepräge unsers Befindens in weltbürgerlicher Beziehung deutlich aufgedrückt, und verrathen, je nachdem unsere geographische Lage mehr nach Süden und Norden deutet, ein Hinneigen zur Nachahmung der Sitten und Gebräuche des Nachbarvolkes. Recht eigentlich sind wir

demnach geeignet, den Geist, der uns beseelt, frey und ungeheuchelt darzustellen, und aus ihm vermag der Menschenkenner zu beurtheilen, welchen Einfluß derselbe auch auf unser physisches Wohl haben mag.

Der Wechsel.

Wechsel, Freunde, muß ja seyn,
Wechsel würzt das Leben;
Sind doch jedem Rosenhain
Dornen auch gegeben.

Selbst das schönste Einerley
Müßte reißlos schwinden;
Nach dem Winter wird der May
Höhere Lust entzünden.

Soll euch laben frischer Trank,
Muß der Durst euch brennen,

Dann nur werdet ihr mit Dank
Dessen Heil erkennen.

Wollt ihr euch recht herzlich freu'n,
Müßt ihr früher leiden;
Würden keine Schmerzen seyn,
Wären keine Freuden.

Und an jedem Ding der Werth
Wächst durch das Entbehren;
Was man früher kaum geehrt,
Wird man dann wohl ehren.

Wenn euch Krankheit, Mißgeschick,
Schwer und tief verlegen,
Lernt ihr erst das höchste Glück:
Die Gesundheit schätzen.

Ant. Kasper.

Miscellen.

Mittel gegen übertriebene Fußschweiß. Der üble Geruch, den stark schwitzende Füße verbreiten, ist meistens so unerträglich, daß auch die dickste Fußbelleidung die Verbreitung dieses foetor animalis nicht zu beschränken vermag. Gegen das Wundwerden der Zehen, ein den starken Fußschweiß gewöhnlich begleitendes Symptom, wirkt Klebe von Weizen, die man in den Strümpfen tragen läßt; den Geruch kann aber nur eine Säure beschränken. Die animalischen Gerüche entstehen nämlich durch die Verflüchtigung eines Salzes mit amoniatalkalischer Basis; der üble Geruch wird aber alsobald in einen Angenehmen verwandelt, wenn man die Menge der Basis vermindert. So wandelt z. B. Weinessig den durch Spargel verursachten unangenehmen Geruch des Urins in einen angenehmen Beischengeruch um. — Dann bey der Ausdünstung der Füße die verhältnismäßige Menge der Basis zur Säure sich jeden Tag abändern kann, so ist darnach die Intensität des Geruches verschieden. Bey großer Wärme und häufiger Bewegung, wo die Circulation beschleunigt ist, wird auch die Entwicklung der amoniatalkalischen Ausdünstungen befördert, und es kann durch ein Uebermaß der Basis der Geruch unerträglich werden. In solchen Fällen wirken nur Waschungen mit verdünntem Essig und Umwickelungen der Füße mit Leinwand, welches in starken Essig getaucht, und dann getrocknet worden. Durch Anwendung dieser angezeigten Mittel laßt man nicht im geringsten Gefahr, den Fußschweiß, der oft eine günstige und notwendige Ausscheidung von Seite der Natur ist, zu unterdrücken, welches unter solchen Umständen die gefährlichsten Folgen haben könnte; übrigens wird doch Jeder, welcher an diesem lästigen Uebel leidet, wohl thun, seinen Arzt früher darüber zu berathen.

Ein regelmäßiger Hebammenunterricht ist nun auch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eingerichtet. Durch einen Gouvernementsbefehl vom 3. März 1829 ist darüber ein zweckmäßiges Regulativ erlassen worden.

Ein Hund rettet ein Kind vom Verbrennen. Ein Mädchen hatte ein Kind, das vier Jahre alt war, allein gelassen, das einem Licht, mit dem es spielte, zu nahe kam. Sein Köschchen fing Feuer. Ein kleiner Hund, welcher sah, was dem Kinde widerfuhr, lief sogleich die Treppe hinauf nach der Stube, wo das Kindermädchen war, und bellte außerordentlich heftig. Dieß setzte er so lange fort, bis das Mädchen mit hinauf kam, und das Kind gerettet ward. — Hätte der Hund weniger Verstand besessen, so würde das Kind verloren gewesen seyn; denn es war Niemand zugegen, der ihn hätte bestehen können. (Biog. sketches and authentic Anecdotes of Dogs. By Brown. London 1829.)

Sonderbarer Wahnglaube der Buschmänner. Die Buschmänner, welche im Innern des Landes an dem Vorgebirge der guten Hoffnung leben, sind sehr klein, und ihre Gestalt gleicht einem S. Sie sind höchst unwissend und abergläubisch, und bey jeder Krankheit schneiden sie sich Eines der äußern Gelenke ihrer Finger ab. Den Anfang machen sie mit dem kleinen Finger der linken Hand. Sie haben den Wahnglauben, daß die Krankheit mit dem Blute fortgehe.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

22.

Wien, Mittwoch den 16. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit dreyn Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Über den Vorgang des Sehens bey glücklich geheilten Blindgeborenen.

Von Lufardi.

Der Blindgeborne, welcher in einem mehr oder weniger vorgerückten Alter der Wohlthat des Sehens zum ersten Mahl theilhaftig wird, ist gewissermaßen ein Neugeborner; seine Augen stehen offen, er sieht das Tageslicht, aber unterscheidet Nichts; es ist ihm zur Entwicklung des kaum empfangenen Sinnes eine gewisse Art von Erziehung nöthig; diese Erziehung wird, je nach dem Grade von Intelligenz, mit welchem die Natur das Individuum begabt hat, mehr oder weniger schwierig seyn, und die früher erhaltene Geistesbildung wird ebenfalls einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe äußern. Am bedeutendsten werden die Schwierigkeiten bey Denjenigen seyn, welche, von allem Nöthigen entbloßt, im Elende geschmachtet haben.

Bey einem Kinde wird die neue Erziehung viel Zeit, Mühe und Vorsicht erfordern; denn der Lehrer muß immer die mittelbaren Beziehungen zwischen dem, was die sichtbaren Körper dem, an das Tageslicht nicht gewöhnten Auge scheinen, und den durch den Tastsinn bereits erworbenen Perceptionen berücksichtigen; die neuen Empfindungen, welche der Blindgeborne durch den Anblick der Farben, Formen, Entfernungen und Bewegungen hat, werden uns bald überzeugen, daß die sogenannte Erziehung dieses neuen Sinnes bisher ganz gefehlt habe. Man wird in ihm den ungeübten, aber wahren Ausdruck der Natur erkennen, und auf der Stelle den Unterschied zwischen Denjenigen, deren erste Erziehung in der Jugend mit einiger Sorgfalt geleitet worden ist, und Denen bemerken, welche in dieser Beziehung gänzlich vernachlässigt worden sind. Bey den letztern wird man nicht den Scharfsinn und die Gegenwart des Geistes

finden, von denen sich in den Antworten der erstern die deutlichsten Spuren zeigen werden.

Der für die Sehendgeborenen anscheinend einfachste Act, wird für die Blindgeborenen zu einer höchst schwierigen Sache. Sie müssen die Gegenstände gleichsam zergliedern, und sie nehmen zu diesem Zwecke den Tastsinn, das Gehör und selbst den Geruch zu Hülfe. Dieser Unterricht geht stufenweise von Statten, und man kann denselben nicht früh genug beginnen; denn die in den ersten Tagen der Jugend empfangenen Eindrücke lassen sich nur ungemein schwer wieder aus dem Gedächtnisse verwischen.

Bekanntlich läßt sich die Form der Gegenstände durch bloße Worte nicht begreiflich machen, und bey den Farben und Tönen finden ebenfalls keine genauen Beziehungen zu den Formen Statt. Nur durch einen geübten Tastsinn kann sich der Blindgeborne davon unterrichten, und auf diesen Sinn verläßt er sich auch vorzüglich, und die Kunde, die er durch ihn erhalten, begreift er ohne Weiteres. Die Blinden, denen nicht zugleich noch ein anderer Sinn fehlt, besitzen ein außerordentlich treues Gedächtniß *).

*) Ich will nicht läugnen, daß unter den Blindgeborenen treffliche Dichter, Gelehrte, Componisten und geschickte Handwerker getroffen werden, welche ihrem Geschäfte so genau vorstehen, daß sie sich nicht leicht betrügen lassen; allein sie sind im Verhältniß zu den übrigen nicht häufig. Wir wollen einige Dichter, Denker, Philosophen und Componisten anführen: Fernand Jean, der Sohn eines sehr armen Spaniers, aber in den Niederlanden geboren (*Zahn, Visus imminutionis, depravationis et caecitatis exempla mirabilia* p. 114.), und R. de Roters, welcher, ohne eine so gründliche Gelehrsamkeit wie Fernand erreicht zu haben, in seiner Unterhaltung ungemein viel Kenntnisse an den Tag legte; er ist im Pariser Blindeninstitut erzogen. Guillié erzählt in seinem Werke über den Unterricht der Blinden, welches mir viele Materia-

Niemand kann den Blindgeborenen in Ansehung der Anwendung des Tastsinns den Vorzug streitig machen. Sollte etwa dieser höchst schätzbare Vorzug von einer Organisation herrühren, welche durch irgend eine Ursache auf eine besondere Weise entwickelt wird, oder ist, wie man gewöhnlich annimmt, diese Eigenschaft lediglich daraus zu erklären, daß die Blindgeborenen nicht durch das Sehen zerstreut werden? Locke's Ansichten von der Sache scheinen mir eben so wenig statthaft, als die aller gesunden Vernunft entbehrenden Definitionen des Paters Malibranche. Der Mensch besitzt ein Gedächtniß für die Empfindungen, und ein anderes für das Wissen; das erstere erinnert ihn an die Perceptionen der physischen Empfindungen, das letztere an seine Gedanken, seine Inductionen, Schlüsse, Urtheile, geistigen Vergnügungen und Leiden.

Diese zweyte Varietät des Gedächtnisses besitzen die Blinden im ausgezeichneten Grade. Es fehlt ihnen jedoch das Mittel, welches die Augen der meisten Menschen darbieten, ihre innere Gedächtniskunst (Mnemonik) durch die Leichtigkeit der Perception mit vielen Eindrücken zu vervollständigen *).

Jener innern Gedächtniskunst bedienen sich die Blinden gleichsam instinctmäßig; sie könnte also wohl ein Resultat des Geistes der Ordnung, welchen sie meist besitzen, und der Gewohnheit seyn, ihre Begriffe so in ihrem Kopfe zu ordnen, daß sie eine ganze Reihenfolge derselben ohne Schwierigkeit von neuem erwecken können. Sie zeichnen sich vorzüglich dadurch aus, daß sie Thatfachen durch Urtheil und Nachdenken eine größere Ausdehnung geben.

sien geliefert hat, Sir John Fielding, der Vater des gleichnamigen Schriftstellers, habe, trotz seiner Blindheit, der Stelle eines Polizeibeamten zu London vorgestanden. Er wußte das Signalment von mehreren tausend Spitzbuben auswendig, und wußte jeden davon, wenn er ihm vorgeführt wurde, zu ermitteln. Diderot führt in seinem Briefe über die Blindgeborenen und Hellsiehenden (*Lettre sur les aveuglés et les clairvoyans*) den Blinden von Puizaur an, welcher von seinem Sohne das Lesen lernte, und trotz seiner Gelehrsamkeit nie einen andern Lehrer hatte. Endlich könnten wir noch Homer anführen, der als ein Blinder so trefflich dichtete; ferner Milton, welcher zu Anfang des dritten Gesanges seines verlorenen Paradieses das Licht so außerordentlich reizend schildert; den berühmten Rumpsius, den unsterblichen Defile, Madam du Defant und viele Andere.

*) Das Gesichtorgan und die sämmtlichen, dasselbe bildenden Theile liegen bey ihnen Brache; kein Licht dringt in diese Organe, um die Netzhaut zu reizen. Wenn diese Ruhe so lange fortgesetzt wird, so wird jene Markhaut unempfindlich, teigig und faserig-geläufig, und somit unfähig, die Eindrücke wie im normalen Zustande des Auges zu empfangen. Das Gehirn selbst bleibt mit seinen auf den Gesichtssinn bezüglichen Functionen unbekannt; lediglich mit den Perceptionen der übrigen Sinne beschäftigt, verwendet es seine ganze Vitalität auf diese, und vervollkommenet dieselben auf Kosten des Gesichtsinns, und in einem höhern Grade, als es der Fall gewesen seyn würde, wenn die Sehkraft ebenfalls ausgebildet worden wäre. Hierin scheint das außerordentlich treue Gedächtniß der Blinden seinen Grund zu haben. Daß dieselben weit weniger, als sehende Personen zerstreut werden, kann ebenfalls dazu beitragen, ihr Erinnerungsvermögen zu stärken.

Ein starkes Gedächtniß soll, der gewöhnlichen Meinung zufolge, selten mit einem gesunden Urtheil zusammengetroffen werden. Diese Ansicht scheint nicht gehörig begründet. Lescur und Le Massieu besitzen diese beyden Eigenschaften im hohen Grade zugleich. Es gibt allerdings eine Art von mechanischem Gedächtniß; allein ein vollkommenes Urtheil ist ohne Gedächtniß nicht denkbar.

Gemeinhin glaubt man, der Verlust eines Sinnes komme einem andern zu Gute; der Blinde habe z. B. einen feineren Tastsinn als der Sehende; diese Ansicht ist irrig; der Blinde hat durchaus keinen wahren Vorzug, sondern wenn er mehr Geschicklichkeit im Fühlen zeigt, als Andere, so rührt dieß daher, daß er mehr Übung darin hat, weil er sich des Tastsinns beständig bedienen muß, um den Mangel des Sehens einigermaßen zu ersetzen. Ein Blindgeborener, welcher die Fähigkeit zu sehen erlangt, verliert alsbald die Sicherheit, mit der ihm sonst der Tastsinn leitete. Diese Veränderung rührt aber nicht daher, daß die Fähigkeit des Tastsinns geschwächt worden, sondern daher, daß der Tastsinn nun zu einem bloßen Gehülfen des Gesichtsinns herabgesunken ist.

Die Sinne, welche die Verlorenen ersetzen, gewinnen also gewöhnlich durch die stärkere Übung mehr Geschicklichkeit und Feinheit; allein die Finger des Blinden lernen nie wirklich sehen, wie uns eine englische Zeitung hat glauben machen wollen, welche eine sonderbare Anekdote von einer gewissen Magaretha Meevoy zu Liverpool erzählt. Ich will nicht alle Aberglauben nachherzählen, die von dieser Person berichtet worden; man ist so weit gegangen, zu behaupten, daß sie einer Flasche habe anfassen können, welche Farbe die darin enthaltene Flüssigkeit habe; mag die Vorhersehung immer Denjenigen, den sie des Gesichts beraubt hat, durch eine reiche Einbildungskraft und eine große Nichtigkeit des Urtheils einigermaßen entschädigt haben, so hat er doch dadurch nur höchst selten ein volles Äquivalent erhalten, und die Schönheiten der Natur, die seinem Geiste beständig vorschweben, sind für ihn gewissermaßen eine Strafe der Danaiden. Glückselig ist der, welcher vor dem Verluste des Gesichtsinns sich so viel Kenntnisse erworben hat, daß er dadurch sein Unglück vergessen oder wenigstens lindern kann!

(Der Beschluß folgt.)

Nöthige Vorsorge für Mütter, die ihre Kinder selbst zu stillen gedenken.

Mit innigem Vergnügen ergreife ich die Feder in einer Angelegenheit, die seit einiger Zeit dem Beobachter die herzerhebende Überzeugung gibt, daß unsere Frauen, folgend dem heiligen Rufe der Natur, gern den Ausgeburten einer seelenlosen Mode entsagend, mit vollem Rechte wieder Mütter ihrer Kinder genannt werden. Nur physische Unmöglichkeiten können jetzt noch das Mutterherz mit dem Gram belasten, sein Theuerstes, sein Selbstgebornes dem Zwitterdinge an Geist und Körper, Amme genannt, zu überlassen — in der Mehrzahl einem Wesen, welches, fern von den heiligen Gefühlen einer Mutter, seine Bestimmung nur an

thierische Triebe, nur an niedrigen Begierden gebunden glaubt! — Sehen wir jetzt die freudige Hingebung der wahren Mutter, sehen wir, wie sie nur ihrer hohen Bestimmung lebend, gern den äußeren Freuden entsagt, sich doppelt belohnt, und glücklich in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten fühlt: so ist es auch unerlässlich, mit rathenden Worten beizustehen, sie glücklich und freudig die, mit dem Stillungsgeschäfte nicht selten verbundenen Unannehmlichkeiten überwinden zu lassen, und zu zeigen, wie diese theils verhütet, theils entfernt werden können.

In den folgenden Zeilen soll dieß nach meinen Kräften geschehen; wenigstens werden Unvollkommenheiten in dieser Hinsicht nicht an meinem guten Willen liegen. Da aber mein Vornehmen sich nur auf das diätetische Verhältniß beziehen, nur der Mutter einige Regeln angeben soll, wie sie am zweckmäßigsten sich zum Stillen ihres Kindes vorbereite, und dasselbe ausführe, so werde ich auch hier nur einige, im gewöhnlichen Leben so oft übersehene Nachtheile hervorheben, auf diese aufmerksam machen, und die diätetischen Mittel zu ihrer Verhütung und Entfernung angeben.

Nicht selten besteht die Ursache sämmtlicher Unbequemlichkeiten beim Stillen in der fehlerhaften Bildung des Milchleiters, der Brustdrüsen, — bestimmt als derjenige Theil, durch den das saugende Kind seine Nahrung erhält, ist er oft von der Beschaffenheit, daß er von den Lippen des Kindes nicht umfaßt werden kann. Schon im gewöhnlichen Zustande ist nämlich dieses Organ oft so klein und zart, daß es kaum über die sonst wohlgeformte Brust hervorragt. Tritt nun die Absonderung der Nahrung in den Brüsten ein, so erfolgt hiebei jedes Mal eine Vergrößerung der Brust selbst, mit dieser Vergrößerung eine Anspannung der umkleidenden Haut; und da der Saugtheil gewissermaßen mit einer Fortsetzung der äußern Haut überzogen ist, so geschieht diese Anspannung auch auf Kosten der ihn überziehenden Haut. Hiedurch wird dieser Theil gleichsam in die, wenigen Widerstand bietende Substanz der Brust zurückgezogen, er verschwindet fast ganz, und es fehlt so der Ansaugpunct, durch den allein naturgemäß die zur Ernährung des Säuglings bestimmte Milch aus der Brust entfernt werden kann. Wird nun dieser Milchleiter durch Saugapparate, oder durch die Kraft eines Kindes hervorgezogen, so erfolgt nicht selten durch dieses gewaltsame Verfahren auch ein Wundseyn desselben. Die Mutter ist daher oft beim besten Willen nicht im Stande, den hieraus beim jedesmahligen Stillen entstehenden heftigen Schmerz, zu ertragen; ja es bildet sich wohl eine Entzündung in diesem Organe selbst aus, durch welche seine Ausführungsgänge anschwellen und verklebt werden. In beyden Fällen kann nun die Brust der Stillenden nicht entleert werden, die Milch stockt in derselben, heftige Schmerzen, Milchknoten, Entzündung, Eiterung sind dann die unausbleiblichen Folgen, und Monate vergehen, ehe die Leidende von ihren Martern befreyt, sich des Lebens freuen kann. Glücklich genug, wenn das, an sich schon schwere Leiden noch so vorübergeht, und nicht böseartige Verhärtung der Brustdrüse den Ueberrest des Lebens verkümmert; wohl gar ihm das traurigste Ende bereitet!

Führt, dem Gesagten zu Folge, die Form und Be-

schaffenheit des Saugtheiles der Brust nicht selten die angegebenen, traurigen Zustände herbey, so dürfte hier wohl eine Erforschung der Ursachen, aus denen eine solche Abweichung hervorgeht, an ihrem Orte seyn, um mit der Kenntniß derselben zugleich im Stande zu seyn, die entsprechenden Vorbeugungsmittel anzugeben. Die in Rede stehenden Ursachen werden nun zum Theil künstliche, zum Theil natürliche seyn.

Wie überhaupt die Kleidertracht, der jedesmahligen Mode entsprechend, sehr vielen Einfluß auf den gesunden und kranken Zustand des Menschen hat, so ist es auch leider hier der Fall; und es kann nicht geleugnet werden, daß in dieser speciellen Beziehung die heutige Ankleidungsweise der Damen, schon von der zartesten Lebensperiode an, eine künstliche, zugleich aber sehr wichtige Veranlassung zu den genannten Fehlern gibt. Besonders aber sind es die heutigen unnatürlichen Schnürleiber, welche in dieser Beziehung schon viel Unheil gestiftet haben. Wenn auch die Anfertigung dieses Kleidungsstückes, bey gehöriger Umsicht, die Ausbildung des jungfräulichen Busens nicht so sehr beeinträchtigen mag, im Gegentheile dazu dient, gleichsam durch Tragen der Brustdrüsen in einem gewölbten Raume, diese schützend zu umfassen; so gibt doch eben dieses Tragen der Brust Veranlassung zur behinderten Ausbildung des Milchleiters.

Jene Wirkung des Schnürleibes kann nämlich nur dadurch erreicht werden, daß die Träger der Brust an dem genannten Kleidungsstücke, unterhalb der Brüste befestigt sind. Diese Befestigung muß also, in so fern sie auf der Haut unterhalb der Brust angebracht ist, — und dieses geschieht durch das Einschnüren — eine dem Heben entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und trotz dem, daß die Brust von dem einen Theile des Schnürleibes getragen wird, ein Zerren der Haut nach unten bewirken. Da nun aber, wie erwähnt wurde, die umkleidende Haut dieses Ausführungsganges als eine Fortsetzung der allgemeinen Haut anzusehen ist, so bleibt wohl nichts natürlicher, als daß auch diese und mit ihr dieses Organ selbst nach unten gezogen wird. Diese Hautanspannung entzieht aber den inneren Theilen dieses Milchleiters den nöthigen Raum, welchen sie zu ihrer naturgemäßen Ausbildung bedarf, und so wird sie hiedurch allein schon in ihrer Form verkümmert, ohne daß noch ein unmittelbarer Druck auf sie selbst nothwendig ist. Wirkt, vielleicht hiermit verbunden, noch ein unmittelbares Zusammenpressen ein, so ist die eben besprochene, höchst nachtheilige Folge um so gewisser.

Es könnte scheinen, als würde hier nur besonders dieser Umstand hervorgehoben, um gegen ein modernes Kleidungsstück der Damen zu eifern. Gegen solche Voraussetzung schützt mich der Umstand, daß eine naturgemäße Erklärung der erwähnten, nachtheiligen Wirkung gegeben wurde. Ueberdieß — sollten diese Zeilen, ihrer Bestimmung gemäß, dem schönen Geschlechte vor Augen kommen — wird gewiß manche Leserin das öftere Vorkommen des besprochenen Übels bemerkt haben, und natürlich ist es, daß sie scharfsinnig nachforschten, warum dieß Leiden die herrlichen Erstlinge des reinen Muttergefühls so oft despotisch vernichte?

Und zu bezweifeln ist es nicht, daß wie überall, auch hier das richtige weibliche Urtheil den wahren Grund gefunden haben sollte; da ihm ja schon die natürliche Hinweisung zu Statten kommt, daß bey Weitem seltener dieser Übelstand das Stillungsgeschäft den Frauen der niederen Stände erschwert, oder unmöglich macht. Doch auch hier treten mitunter Fälle dieser Art ein, und dieß führt auf die Ansicht, daß auch von Natur eine, das Nähren des Kindes behindernde, unvollkommene Ausbildung des Saugtheils der Brust Statt finden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wirkung des Opiumgenusses,

Findet sich in Colonel Tod's Annals of Rajpootana, London 1829. 4. folgende, auf eigenen Beobachtungen in den Rajpoot-Staaten ruhende Bemerkung: „Allen Reizmitteln ähnlich, ist die Wirkung des Opiums für eine Zeitlang zauberartig: aber die Reaction ist nicht weniger sicher, und die hinfällige Form oder die unförmliche Masse, gibt nur zu oft Zeugniß der schwächenden Einwirkung einer Substanz, welche Geist und Körper gleich sehr verschlechtert. In den älteren Heldengedichten findet sich keine Erwähnung des Mohnsaftes, wie er jetzt gebraucht wird; obgleich der Rajpoot zu allen Zeiten an seinen „madhava ra-peala“ oder „betäubenden Trunk“ gewöhnt war. Die Essenz (arac) entweder von Körnern, von Wurzeln oder von Blumen bewillkommenet noch den Gast, aber sie steht dem Opiate nach. „Umul lar kana“, Opium zusammen essen, ist das unverleglichste Pfand, und eine Übereinkunft, die durch diese Ge-

remonie ratificirt ist, ist haltbarer als ein Eid. Wenn ein Rajpoot einen Besuch abstattet, so ist die erste Frage: Umul kya? „Haben sie Ihr Opiat genommen?“ — Umul kac? „Nehmen Sie Ihr Opiat.“ An einem Geburtstage, wenn alle Anführer zusammenkommen, um ihrem Bruder zu einem neuen „Knoten in seine Jahre“ zu gratuliren, wird die große Schale herbeigebracht, ein Klumpen Opium hineingethan, Wasser aufgegossen, und mit einem Stäbchen umrührend, eine Auflösung gemacht, von welcher jeder seinem Nachbar darreicht, und die er nicht mit einem Glase, sondern mit der hohlen Hand an den Mund bringt. Nach den Gesichtsverzerrungen bey dieser Gelegenheit zu urtheilen, kann Niemand es lieben, und um den ekelerregenden Geschmack loszuwerden, wird Eingemachtes hergegeben. Es ist merkwürdig, welche Lebendigkeit es einflößt: Ein Rajpoot ist zu Nichts zu gebrauchen, ohne sein Umul; und ich habe Geschäftsleute oft entlassen, damit sie ihren Verstand durch eine Dosis anfrischen möchten — denn wenn die Wirkungen sich verlieren, werden die Menschen wahre Klöße. Opium ist dem Rajpoot nöthiger als Nahrung, und ein dem Rana gemachter Vorschlag, es mit einer hohen Abgabe zu belegen, war höchst unpopulär. Von der anwachsenden Generation ließ Obrist Tod sich versprechen, daß sie der Verführung zu diesem Laster widerstehen wollten, und Viele wachsen hervor in glücklicher Unkenntniß des Geschmacks des Opiums. Wer dieses Übel austrotten kann, wird der größte Freund von Raja sthan seyn. Das Thal von Dodi-poor ist ein Mohngarten von jeder Farbe und Varietät, woher der Hindu Sri einen bunten Kranz erhalten kann, als er je die Isis des Nils schmückte.

M i s c e l l e n.

Dr. Balfour's Klopfs-Cur. — Der von den Alten angewendeten Friction, dem im Orient gebräuchlichen Kneten und Zwickeln, dem Gebrauch der Bürsten, der Rültschen etc. reiht sich jetzt die Klopfs-Cur des Dr. Will. Balfour in Edinburg an. Er hat verschiedene Arten, sie anzuwenden. In Fällen von Schwäche ist folgende die wirksamste: 1) Der Kranke behält die Kleidungsstücke am unteren Theil des Körpers, Strümpfe und Unterhosen an, und streckt sich auf seinem Bette ganz aus. Der Operateur ergreift dann das Obertheil des Beins, und nachdem er die Hand 8 bis 10 Mal drückend über die ganze Länge des Gliedes weggeführt hat, klopft er es mit der Handfläche. Wenn beyde Beine so behandelt sind, macht er es mit den Schenkeln eben so. 2) Man läßt den Patienten auf die vordere Seite legen, und der Operateur reibt und klopft auf dieselbe Weise zuerst den hintern Theil des Beins, und dann des Schenkels. 3) Den Rücken kann man nicht auf gleiche Weise behandeln, aber man zwingt ihn mit den Fingern, und klopft ihn

mit der Handoberfläche. 4) Dann steht der Kranke auf, und man verrichtet dieselbe Operation auf beyden Armen. Wenn die Circulation auf diese Weise an der Oberfläche aufgeregert ist, so dringt das Blut an alle Puncte der Haut etc. — Die Empfindungen des Kranken nach solcher Operation sind sehr angenehm. Nicht bloß, daß sich ein behagliches Gefühl über den Körper verbreitet, sondern auch der Geist fühlt sich beruhigt, und wie von seinem Druck befreit. Mehrere Krankheiten, und besonders die von rheumatischer Natur, sind dadurch erleichtert, und oft geheilt worden.

In einem Dorfe bey Venedig ist vor Kurzem eine Frau von sechs lebendigen Knaben entbunden worden. Vier davon starben in den ersten vierzehn Tagen, die beyden andern aber leben noch, und befinden sich vollkommen wohl.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey N. Strauß's sel. Wittve, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

23.

Wien, Samstag den 19. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs- und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreissig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrei. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Über den Vorgang des Sehens bey glücklich geheilten Blindgebornen.

(Beschluß.)

Die Entbehrung des Sehens zieht nicht nur die Empfindungen an sich, zu denen dieses Organ befähigt, sondern erstreckt ihren Einfluß auch auf den Geist, dessen Denkkraft dadurch verändert wird, und gewissermaßen entartet. Über alle mit dem Gesichtssinne zusammenhängenden Gegenstände, hat der Blindgeborne gewöhnlich falsche Begriffe, da, wie Condillac sehr richtig bemerkt, die verschiedenfarbige Natur für ihn nicht existirt; die innern Bewegungen, welche sich in den Gesichtszügen so ausdrucksvoll abspiegeln, dieser Spiegel der Seele, existirt für den Blinden nicht. Er ist also kaum der Scham fähig; Zurückhaltung ist bey ihm mehr eine Wirkung der Furcht als der Scham; sie kann jedoch unter gewissen Umständen sehr hoch gesteigert werden. Er zieht die Gesellschaft der Blinden jeder andern vor, und betrachtet die Menschen, welche ihrer sämmtlichen Sinne mächtig sind, als eine besondere Classe von Wesen, deren Überlegenheit ihm Mißtrauen einflößt. Mit ihres Gleichen haben sie dagegen mehr Berührungspuncte; sie besitzen eine außerordentlich thätige Einbildungskraft, und einen unersättlichen Wissensdrang, der keine Langeweile in ihnen aufkommen läßt; es gibt wenig Blinde, die nicht irgend eine Beschäftigung für sich ausgemittelt hätten. Der Blinde N. hat vor Kurzem einem Officier das Kartenspiel gelehrt, und ihm auch Unterricht über die Art und Weise gegeben, wie man an dem Umfang der Stimme die Natur und Wohlbeleichtheit der redenden Person, so wie die Größe des Zimmers, in welchem man sich mit ihr befindet, beurtheilen kann. Ich habe bemerkt, daß er sich selten in dem Alter irrte, welches er den Leuten zuschrieb; wenn man ihn nach dem

der Damen fragte, so ließ er sich lange bitten; denn er ist ungemein galant, und stets sehr elegant gekleidet. Hr. N. hat mir oft versichert, daß er nicht wie wir nöthig haben, gegen Sinnestäuschungen auf seiner Huth zu seyn; er kann durch keinen Schein verführt werden; die Reize der Gestalt, die Pracht der Kleider und der Wohnungen haben auf sein Urtheil keinen Einfluß; am leichtesten ist er durch eine sanfte wohlklingende Stimme zu verführen. Auf diese Weise verlockt, schafft sich seine Phantasie eine Gesichtsbildung, ein Wesen, welches seinen Sinnen schmeichelt. Diese Schöpfung wird ihm aber durch die Berichte einer treuen Person, die seines ganzen Vertrauens genießt, sehr erleichtert, zumahl wenn sie ein junges Frauenzimmer betreffen. Fast immer haben auch die Blinden einen außerordentlichen Geschmack für Unabhängigkeit; sie schätzen den geistigen Theil des Menschen höher als den körperlichen, und beurtheilen den erstern fast richtiger als wir.

Diese Betrachtungen führen mich indeß zu weit von dem mir vorgesezten Ziele ab; indem ich nämlich über einige metaphysische Beobachtungen berichten wollte, welche nach einer Operation gemacht wurden, durch die ein Blindgeborne das Gesicht wieder erhielt; ich werde also in keine der Einzelheiten eingehen, welche Dr. Guilié, vor-mahliger Director und Arzt des Institutes für junge Blinde in Paris, in seinem Werke über die natürliche und zufällige Blindheit*) so äußerst schön und gründlich dargestellt hat.

In einer Abhandlung über den angeborenen grauen Staar habe ich angeführt, daß die Blindgebornen, wenn deren Blindheit nicht von vollständiger Verschließung der Pupille herrührt, fast immer die grellsten Farben: roth, weiß, grün und schwarz, erkennen, dagegen die gemischten Farben mit einander verwechseln. Blau erscheint ihnen als

*) Sur les cécités naturelles ou accidentelles.

dunkelgrün; grau als weiß; orangefarben als roth etc. Gelingt an solchen Kranken die Operation, so erkennen sie Anfaß nichts, sondern sie fühlen nur den Eindruck einer sehr großen Helligkeit, die sie kaum ertragen können. Vorzüglich klagen sie über das Sonnenlicht; rüchlich der Vorstellung, die sie sich von der Länge eines Körpers machten, waren sie nicht sehr in Irthum. Sie erkennen z. B., einen Stock für das, was er ist (nämlich einen langen Körper), können aber nicht sagen, ob er dick, rund oder viereckig ist. Ich habe dergleichen Subjecte gesehen, die man kaum dahin bringen konnte, daß sie die Augen öffneten, und die dabey ungefähr dieselbe Empfindung hatten, wie die, welche uns nächtliche Blitze verursachen. Indessen gewährt den Verständigern unter ihnen diese Erschütterung, zumahl wenn der Verband zum ersten Mal abgenommen wird, Vergnügen. Ich habe häufig dabey den Ausdruck des Wohlgefallens und Staunens auf ihrem Gesichte beobachtet. Häufig bewunderten sie laut die Schönheit der Gegenstände, welche ihnen zuerst in die Augen fielen, zumahl wenn man sie in einen Garten führte; sie konnten aber nur selten diese Gegenstände richtig bestimmen. Nur rüchlich der einfachen Farben stimmten ihre Vorstellungen mit den unsrigen überein, weil nur jene einen etwas lebhaften Eindruck auf das schlummernde Gesichtorgan machen können.

Ich habe auch bereits bemerkt, daß der Gesichtssinn ohne Zuziehung des Tastsinns, welchen Buffon den geometrischen nennt, leicht zu Täuschungen führt. Jene Zuziehung ist aber auch bey entfernten Gegenständen nicht möglich, und in diesem Falle werden wir daher häufig von unsern Augen hintergangen. Eben so geht es dem Blindgeborenen, dem die Sehkraft durch eine Operation mitgetheilt wird.

Der Tastsinn kann das Auge so wenig lehren, von den Farben zu urtheilen, als das Auge die Fähigkeit erwerben kann, die Härte der Körper zu beurtheilen. Der Tastsinn kann nur für einen Diener des Gesichtssinns, nicht aber als ein Berichter der letztern gelten. Beyde müssen sich mit einander verständigen und durch Erfahrung geläutert werden; wir lernen sehen, wie wir lesen und schreiben lernen; gerade so verhält es sich mit den übrigen sinnlichen Wahrnehmungen. Man halte z. B. Einem, der die Fähigkeit zu sehen eben gewonnen hat, eine Blume vor, so wird er diese nicht ohne Beyhülfe des Tastsinns erkennen; der Geruch wird ihm darüber noch mehr Aufschlüsse geben. Mit dem Gehör verhält es sich eben so; man halte dem Menschen ein tönendes Instrument vor Augen; er wird dasselbe nur erkennen, wenn man Töne aus demselben hervorlockt. Der Gesichtssinn wird ihn auch in Ansehung der Entfernungen im Stiche lassen. Von Cheselden's Blinden sagt man, er habe gewöhnt, der erste ihm vorgehaltene Gegenstand berühre seine Augen, wie alles, was er betastete, seine Haut berühre, und Condillac hat dieser Meinung, welche mit meinen vielen Beobachtungen an den von mir operirten Blindgeborenen, welche stets die Hand nach den vorgehaltenen Gegenständen ausstreckten, nicht übereinstimmt, Eingang zu verschaffen gesucht. Ich habe öfters zwey Personen, die eine in 6, die andere in 8 Fuß Entfernung, und in et-

was schräger Richtung vor die Operirten gestellt, und nie konnten diese den Unterschied in den Entfernungen angeben. Sie urtheilen also, daß alle vor ihnen befindlichen Gegenstände in derselben senkrechten Ebene und ihnen so nahe liegen, daß sie dieselben betasten können; allein die Gegenstände erscheinen ihnen nicht so nahe, daß sie wirklich an ihre Augen stießen. Sie führen die Hände immer mehr oder weniger weit vor die Augen, jedoch nie (gewöhnlich nicht?) weit genug, um die Gegenstände zu erreichen.

Ebenso verhält es sich mit den concaven, convexen, flächlichen oder rüchlichen Oberflächen; sie erscheinen den Operirten sämmtlich, ehe der Tastsinn sie eines Bessern belehrt hat, glatt und eben; die Blindgeborenen unterscheiden den Umfang der Gegenstände, die Größe eines Körpers, aber die eines Loches z. B., das eines Huts ohne Deckel, oder einer Trommel ohne Zell nur dann, wenn das Licht durchfällt; was die Form anbetrißt, so unterscheiden sie allerdings, ob der Körper rund oder eckig ist, aber sie verwechseln im letztern Falle das Quadrat mit dem Sechseck, Achteck etc. Rüchlich der Krümmung eines Gegenstandes haben sie jedoch ziemlich deutliche Vorstellungen; sie glauben, alle Menschen seyen in Ansehung der Gesichtszüge und Hautfarbe sich gleich, und nur in Ansehung der Größe und Dicke verschieden. Schon vor der Operation haben sie sich gewöhnlich durch den Tastsinn überzeugt, daß der Mann anders gekleidet ist, als die Frau; allein sobald sie operirt sind, unterscheiden sie die Verschiedenheit nur schwer. Der Gesichtssinn hat, wie gesagt, häufig den Beystand eines anderen Sinnes nöthig. Die Bewegung der Körper dient häufig zur Berichtigung der Sache; allein durch nichts wird der Blindgeborene und Sehendgewordene mehr in Staunen gesetzt, als durch einen Spiegel: er glaubt, eine andere Person vor sich zu sehen. Ich habe diesen Versuch sehr häufig und immer mit demselben Erfolge gemacht. Manche früher Blinde sind, wenn sie anfangen zu sehen, ungemein furchtsam, und glauben bey jedem Schritte auf ein Hinderniß zu stoßen, sie heben die Beine, als ob sie eine Treppe hinaufstiegen, und setzen sich sehr vorsichtig nieder. Nöthigt man sie, schnell zu gehen, so stolpern sie beständig, bis sie sich eine neue Art zu gehen angewöhnt haben.

Nöthige Vorsorge für Mütter, die ihre Kinder selbst zu stillen gedenken.

(Fortsetzung.)

Ist nun wirklich eine solche mangelhafte Form des Saugeorgans der Brust entstanden, sey sie künstlich oder natürlich gebildet, so wird es an seinem Orte seyn, die Mittel anzugeben, welche dem Fehler nachzuhelfen im Stande sind, oder wenigstens das Äußerste desselben, die Krankheit dieses Theiles verhüten können. Vor Allem möge hier die Bemerkung ihren Platz finden, daß ein voller Busen vorzugsweise zur Vorsicht in dieser Beziehung auffordert. Je ausgebildeter nämlich und fleischer die Brust ist, desto mehr wird diesem Theile, als dem einzigen festen Puncte auf derselben, Gelegenheit gegeben,

in den Sammt der Haut sich zu verbergen, ja dieß geht so weit, daß sich fast alle Erhöhung über dem Gewölbe verliert, und nur noch die Farbe den Sitz des Ausführungsganges verräth. So sehr es nun auch der redliche Arzt wünschen mag, daß solche, die heiligsten Gefühle beschränkenden, äußeren Verhältnisse aufhören möchten, so weiß doch ein Jeder, daß auch die Mode ihr unantastbares Recht hat, und wohl nicht ganz unverdient würde sein gutgemeinter Rath verworfen werden, wenn er es sich beykommen ließe, auf die gänzliche Entfernung der modernen Schnürleiber zu dringen. Doch darf er sich schmeicheln, wenn er mit wichtigen Gründen einen bestimmten Nachtheil dieses Kleidungsstückes darthut, er auch nicht verkannt werden möchte, wenn er sich erlaubt, eine Abänderung desselben zu empfehlen. Oft in dem Schnitte liegt diese Abänderung, die mir schon seit längerer Zeit die Überzeugung gegeben hat, daß dann das Schnürleib gleichförmig anliegt, das schöne Ebenmaß nicht verunstaltet; eben so wenig aber durch das Festhalten eines Theils den andern dahinzieht, und so den früher in dieser Beziehung gerügten Übelstand verhütet.

Da aber uns Männern, wenn wir von Verfertigung der Damenkleidung nicht Profession machen, die zur Verständigung nothwendigen Kunstwörter in diesem Fache abgehen, so ist es mir auch unmöglich, eine Beschreibung von solcher Schnürbrust in der Art zu geben, daß hiernach ohne Weiters dieselben zweckmäßig angefertigt werden könnten. Selbst Zeichnungen dürften dem nicht hinreichend Sachverständigen mißlingen, und so kann ich nur versichern, gern die mündliche und practische Anweisung zu geben, so oft sie verlangt wird. Wie früher angedeutet wurde, trägt die Form der gegenwärtig üblichen Schnürleiber schon von ihrem ersten Gebrauch an dazu bey, das dem edelsten Wollen der Mutter hohe, ja unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden; deßhalb aber wäre es besonders wünschenswerth, wenn das jetzt gebräuchliche Schnürleib schon bey seiner ersten Anwendung mit einem zweckmäßiger geformten und elastischen, den sogenannten Gesundheitsmiedern, vertauscht werden möchte, wie unsere verehrten Leserinnen sie im Blatte Nr. 2 d. J. in der Beilage abgebildet fanden.

War nun der Saugtheil der Brust entweder künstlich an seiner vollkommenen Ausbildung gehindert worden, so äußert sich dieser Fehler vorzugsweise erst dann, wenn durch sie dem Neugeborenen die Nahrung zufließen soll. Zwar läßt sich die mangelhafte Form schon im jungfräulichen Alter erkennen; aber die Fälle dürften höchst selten seyn, wo in dieser Lebensperiode der Rath eines Arztes erfordert würde. Glücklicherweise ist diese Veräumnis auch nicht von entschiedenem Nachtheil, aber unerläßlich muß die Kultur dieses Organes erfolgen, wenn der vorliegende Monath der Schwangerschaft eingetreten ist. Dieß ist der Zeitpunkt, wo jenem Übel vorgebeugt werden kann, aber es ist auch der letzte Augenblick, der benutzt werden muß, wenn Alles einen guten Ausgang nehmen soll. Besonders aber wende ich mich hier an sie, die der frohen Hoffnung Raum geben dürfen, ihr Erstgebornes, wahrhaft mütterlich, selbst zu pflegen und zu nähren. Ihnen auch liegt die heilige Pflicht ob, sich

selbst in den Stand zu setzen, dem unverbrüchlichen Gebothe ihrer herrlichen Bestimmung entsprechen zu können. Erwägen sie, daß hier eine Unterlassung sie nicht allein um den schönsten Vorsatz, ihrem Kinde ganz Mutter zu seyn, sondern auch um ihr ganzes Lebensglück betrügen kann; so wird dieß schon der triftigste Grund zur Benützung der erspriesslichen Mittel seyn, ohne sie noch daran zu erinnern, daß die Wahl einer Amme nicht immer in ihrer Macht steht, daß aber von der körperlichen und geistigen Beschaffenheit derselben oft ein unauslöschliches Glend ihres Kleinen abhängt! —

Zunächst also will ich Ihnen hier das Verfahren angeben, durch welches es möglich wird, bey kleinen, unausgebildeten Saugorganen dennoch das Stillungsgeschäft ungehindert zu besorgen. Doch mag hier noch die Bemerkung Platz finden, daß auch selbst vollkommen ausgebildete Milchleiter mitunter sich so in die von Nahrung strotzende Brust gleichsam verstecken, daß auch bey solchen die nun anzugebenden Vorschriften nicht überflüssig erscheinen.

In den letzten acht, spätestens sechs Wochen der Schwangerschaft wird auf jede Brust ein Brusthütchen gesetzt, und ununterbrochen auf derselben, bey gänzlicher Vermeidung alles äußeren Druckes, getragen. Am besten eignen sich hierzu die sogenannten elastischen Brusthütchen oder in Ermangelung die, aus reinem Wachs bereiteten. Gewöhnlich ist eine Befestigung derselben unnöthig, sollten sie aber nicht ohne diese ihren Platz behalten, so ist ihre Fixirung sehr leicht zu bewirken. In dem Rande eines jeden Hütchens oder Deckels nämlich, befinden sich kleine Löcher, mittelst derselben werden sie an eine vier Finger breite, leinene Binde genäht, die so kreisförmig zusammengefügt ist, daß sie über den Arm auf die Achsel der entsprechenden Seite geschoben wird, und so dem Armloche eines Schnürleibes entspricht. Bey vollem Busen und rückwärtsgerichteten Schultern dürfte aber dieses einfache Achselstück die Veranlassung werden, daß der Deckel nach Außen von der Warze gezogen würde. Um diesem zu begegnen, ist es nothwendig, daß ein Streifen Leinwand an die vordere Hälfte des Achselstückes befestigt wird, der über die äußere Seite der Brust bis zu dem Rande des Deckels hinläuft, und hieran geschieht dann erst die Befestigung desselben in der angegebenen Art. Wenn nun auf jeder Schulter, entweder mit oder ohne den angegebenen Streifen, eine solche Binde liegt, so sind die Deckel hinreichend nach Außen befestigt; um nun aber dem möglichen Verschieben noch mehr vorzubeugen, ist es zweckmäßig zwischen beyde Deckel einen, die Verschiebung derselben nach außen hinreichend verhindernden Streifen Leinwand zu nähen. Damit nun aber bey der zuweilen nöthigen Entfernung derselben von der Brust, die gänzliche Abnahme der hier angegebenen Verbandstücke nicht nothwendig ist, wird der zuletzt angegebene, zwischen beyden Brüsten befindliche, Leinwandstreifen in zwey gleiche Stücke getrennt, und diese werden durch angenähte, leinene Bänder entsprechend fest zusammengebunden. Bey dieser Vorrichtung ist dann, soll das Hütchen für den Augenblick abgenommen werden, weiter nichts nöthig, als daß die Bänder gelöst werden, wo dann die Abnahme desselben ohne alle Umstände erfolgen kann.

Auf die angegebene Weise befestigt, werden nun die

Deckel so lange getragen, bis die Brustwarze sich vollkommen in den Hüt des Deckels hineingezogen hat, so merklich über der Wölbung der Brust hervorsticht. Sobald dieß geschehen ist, wird dieser Theil wenigstens einen Tag um den andern an ihren Seitentheilen mit lauwarmem Franzbranntwein gewaschen. Sollte der reine Franzbranntwein eine unangenehme Empfindung verursachen, so wird er zuerst mit zwey Theilen Wasser verdünnt, allmählig aber des Wassers immer weniger zugesetzt, bis endlich der Saugtheil den reinen Franzbranntwein ertragen kann. Von acht zu acht Tagen wird nun dieses Organ mit lauem Seifenwasser abgewaschen, hiebey pflegt sich auf der Spitze desselben ein feines Häutchen zu zeigen, das nun ganz vorsichtig mit dem Rande einer zerschnittenen Spielkarte abgelöst wird.

Doch darf dieß Ablösen durchaus nicht gewaltsam geschehen, sondern eine festlebende Stelle muß lieber erst mit reinem Baumöhl erweicht werden. Das ganze, bisher beschriebene Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis dieser Theil hinreichend über der Brust hervorsticht, dabey fest und nicht so empfindlich ist, daß das Anfassen eines saugenden Kindes ein unangenehmes Gefühl erregt; am Besten ist es aber, ihn bis zur Entbindung so zu behandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine amerikanische Mumie *).

Vor Kurzem wurden am Fuße eines Berges, welcher an der Küste von Peru, unsern Arica, ein Cap bildet, die Körper einer Frau und eines Kindes in einem mumienähnlichen Zustande gefunden, und im Jahr 1827 vom Dr. Hamett nach England geschickt, wo sie sich gegenwärtig im Naturalienkabinet zu Hasla befinden. Es geht die Sage, daß der wüste Ort, wo man sie ausgrub, einst als Begräbnißplatz der Ureinwohner gedient habe, wenigstens ist gewiß, daß seit dem ersten Einfalle der Spanier in Peru, Niemand dort begraben wurde. Das Tuch, welches die äußere Hülle der Mumie bildet, ist dunkelbraun, und aus Vicunna- oder Lama-wole gewebt. Der innere Überzug ist von feinerem Gewebe, und besteht aus weißem blaugestreiften Cattun. Der Körper ist

*) The New Monthly and London Magazine, Nr. CXVII Sept. I. 1830.

dicht zusammengeschlagen, so daß er ein Viereck bildet, und die Knie auf der Brust liegen. Die Arme sind über dem Bauche zusammengelegt, und das Gesicht ist niedergedrückt; so daß alles in einen möglich engen Raum zusammengedrängt ist. Der Körper war mehrfach mit Ruthen des Besnero, oder der zähen rankenden Weide umwickelt, und die Knoten dieser Ruthen bildeten regelmäßige Rhomboiden. Innerhalb dieses Gehäuses befanden sich viele Blätter von unbekannten Pflanzen, die sich durch feilliche Nerven auszeichneten, ferner Mathe, Maisähren, Capsicumscoten und zwey kleine kugelförmige Gefäße. Die Haut des Körpers hatte das Ansehen von trockenem Leder; das schwarze Haar war wohl erhalten, und in lange Zöpfe geflochten, welche über der Brust zusammengedreht waren. Viele der Muskeln sind, trotz ihrer vollkommenen Vertrocknung, noch deutlich zu unterscheiden. An demselben Orte fand man auch einen einzelnen Kopf, der einer Indianerin und zwar, wegen der sorgfältigen Art der Aufbewahrung, der Frau eines Caciken anzugehören schien. Das Haar glänzt noch, ist wohl erhalten, ungemischt schwarz, schlicht, grob und fest zusammengeschlochten. Das Hirn scheint durch das Hinterhauptloch herausgenommen, und die Schädelhöhle dagegen mit einer bituminösen (harzigen) Substanz gefüllt worden zu seyn. Die den Kopf umgebenden Zöpfe sind am Ende mit geklöppelten Franzen von verschiedenfarbiger Wolle versehen, die bey den Peruanern Quissa heißen, und eine Art von symbolischer Schrift bilden, welche jedoch nie ausgesprochen wird, und in diesem Falle sich auf die Lebensgeschichte des Verstorbenen bezieht. Dieser Kopf scheint nach hinten zu sehr abgeplattet, und auch der Stirnknöchel ist eingedrückt. An beyden Umständen erkennt man die Schädel der Ureinwohner Südamerikas, deren Kopf wahrscheinlich durch eine in der Kindheit vorgenommene Operation diese Gestalt erhält. Der Verfasser, Dr. Carter, geht nun auf eine Untersuchung, rücksichtlich der Leichenbegängnisse der Indianer, ihrer Art einzubalsamiren, und der Fabrication der zum Begraben dienenden Zeuge ein; und schließt mit mehrfachen Angaben, welche für den austrocknenden Einfluß der Luft und des Bodens in jenen Ländern zeugen, wodurch Thierkörper leicht in einen Zustand gebracht werden, der dem der ägyptischen Mumien ähnlich ist, und in dem sie sich sehr lange halten.

M i s c e l l e.

Wirkung der Kälte auf die Geisteskräfte. Aus dem Feldzuge der Franzosen in Rußland im Jahre 1812 weiß man, daß viele Soldaten vor Kälte den Verstand verloren, und daß diese den Geist erstarrt, wie den Körper. Dieselbe Bemerkung machte auch der Capitän Parry, als er im Winter von 1819 auf 1820 im nördlichen Eismeere überwinterte. In demselben Abende, an welchem ein Marinesoldat, Namens John Pearson, durch seine Unvorsichtigkeit die Hände erfroren hatte, waren auch zwey junge Leute zu spät zurückgekehrt; Parry ließ sie vor sich kom-

men und fragte sie, was aus Pearson geworden sey, allein er fand, daß ihre Augen verwirrt und stier, und ihre Zunge dick war, und daß er von ihnen keine vernünftige und zusammenhängende Antwort erhalten konnte. Nachdem sie eine Zeitlang wieder am Bord gewesen waren, kehrte auch mit dem Blutumlaufe und mit der Wärme ihr Verstand zurück, der gleichsam aufbauete. Sie glichen Betrunknen, und waren doch bloß durch die Kälte erstarrt. Der Capitän Parry hat diese Erscheinung oft an seinen Leuten beobachtet. Die Wärme machte sie wieder vernünftig.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey H. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

24.

Wien, Mittwoch den 23. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreißig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tondler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Nothige Vorsorge für Mütter, die ihre Kinder selbst zu stillen gedenken.

(Fortsetzung.)

Sollten, wie es manchemal geschieht, die elastischen Deckel die Haut des Saugorgans der Brust zu sehr erweichen, und diese dadurch feiner und empfindlicher werden, so müssen sie mit Deckeln, aus Linden- Buchen- oder Birkenholz verfertigt, vertauscht werden. Sehr zweckmäßig ist es aber überhaupt, solche hölzerne Deckel die letzten vierzehn Tage hindurch tragen zu lassen. Doch ist dann um so sorgfältiger jeder Druck auf die Brust zu vermeiden, und zur größeren Vorsicht kann man dann noch die, der Brust zugewandte Seite des Randes mit feiner Leinwand überziehen.

Ist nun aber diese beschriebene Vorbereitung des Saugtheiles versäumt worden, und deßhalb bey dem Stillen schon wirklich ein schmerzhaftes Wundseyn der Brustwarzen eingetreten, so ist es die höchste Zeit, diesem Einhalt zu thun, wenn nicht die übelsten Folgen für das ganze Stillungsgeschäft befürchtet werden sollen. In diesem Falle werden nämlich, eben so früher die genannten Hütchen in Anwendung gesetzt. Doch ist es hier nöthig, daß die schmerzhaften aber nicht entzündeten Saugwarzen mit einer Mischung aus zwey Theilen peruvianischem Balsam, anderthalb Theilen arabischen Gummi, und sechzehn Theilen einfachen Zimmetwasser, täglich vier bis sechsmahl bestrichen werden. Das einfache Tragen der Deckel reicht nun aber nicht mehr aus, weil mit dem jedesmahligen Anlegen des Kindes die beginnende Heilung der Warze gestört wird. In diesem Falle ist nun eine Vorrichtung nothwendig, durch die das Kind gestillt wird, ohne daß es das Saugorgan selbst anfaßt. Zu diesem Zwecke wird der Warzendeckel auf der äußeren Seite seines Hutes mit einem, etwa vier bis fünf Linien dickem,

ausgeweihtem Waschwamme belegt, und hierüber ein Stück sehr feine Blase festgebunden. An der Spitze des Hutes müssen die dort befindlichen fünf Löcher von der Größe seyn, daß jedes derselben eine starke Stricknadel durchlassen kann. Die übergebundene Blase wird gleichfalls mit einer starken Nähnadel durchlöchert, und zwar so, daß die zu diesem Zwecke in sie eingeführte Nadel jedes der fünf Löcher im Warzendeckel trifft.

Die Warzendeckel hiezu können ebenfalls elastische seyn, doch leisten auch die hölzernen dieselben Dienste; und ich möchte diese sogar, weil sie weniger die Brustwarze reizen, den ersteren vorziehen. Durchaus muß ich hier aber vor metallenen Warzendeckeln warnen; weil sie theils zu schwer und deßhalb unbequem sind, theils auch der durchfließenden Milch sehr bald eine, dem Kinde nachtheilige Eigenschaft mittheilen können.

Ein, auf die angegebene Weise vorgerichteter Warzendeckel, wird nun mit einer Mischung aus einem Theil frischer Kuhmilch, zwey Theilen Fenchelwasser, und etwas Zucker so angefüllt, daß der Schwamm vollkommen davon durchnäßt ist. Hierauf wird der Deckel, wie gewöhnlich, auf die Warze gesetzt, und dem Kinde die, den Schwamm überziehende Blase in den Mund gegeben, wo es dann im Stande ist, vollkommen und ohne Nachtheil die Brust zu entleeren.

Beim Gebrauche dieser, so zubereiteten Warzendeckel ist aber besonders auf die öftere Reinigung derselben zu sehen. Namentlich aber muß nach dem jedesmahligen Gebrauche, derselbe in reines Wasser gelegt, und dieß so oft gewechselt werden, bis dasselbe nicht mehr milchig gefärbt wird. Überdies muß aber nach der dreyemahligen Anwendung eines Deckels, der Schwamm und die Blase erneuert werden. Wird diese Vorschrift nicht befolgt, so säuert die, vom Schwamme eingeogene Milch sehr leicht, und verursacht dann

dem Säuglinge heftige Coliken und Durchfall, überhaupt den Zustand einer krankhaften Säureerzeugung. Kaum ist es bey diesem ganzen Verfahren aber wohl zu bemerken nöthig, daß jedes Mahl, wenn das Kind durch den Warzendeckel saugen soll, derselbe mit der vorhin angegebenen Mischung angefüllt seyn muß. Daß dieses Saugorgan sehr mühsam und nicht bequem ist, und wenn es gute Dienste leisten soll, mit besonderer Genauigkeit, Aufmerksamkeit und Reinlichkeit vorgenommen werden will, ist Sache der Erfahrung. Man kam daher auf den Gedanken, der Blase mit dem Schwamme Zihen von Ruheitern zu substituiren, und so wie die Blase an den Deckel zu befestigen. Das Kind saugt daran bequem und lieber; jedoch um diesen organischen Theil vor Verderbung zu hüten, muß man ihm nach jedem Gebrauche in ein aromatisches Wasser, z. B. Fenchel-, Kümmel-, Anis- oder Chamillenwasser legen, und vor und nach dem Gebrauche jedes Mahl mit reinem Wasser auswachen. Auf diese Art wird die Brauchbarkeit der Zihen für längere Zeit gesichert. Jedoch gibt es Mütter, die sich vor den Gebrauch derselben scheuen, weil dieser Theil hautartig ist, und von einem Thiere herkömmt. Allein, was man auch dagegen scheinbar einwenden kann, so bleibt diese Methode für jetzt doch die beste, und auch für das Kind die unschädlichste und passendste, sobald man die erwähnte Vorsicht nicht außer Acht läßt. Freylich wären Saugstücke von einer Substanz, die zart, weich und elastisch, wie die Milchleiter der weiblichen Brüste, welche ganz indifferent sich zeugte, keiner Verderbniß unterläge, wohl sehr wünschenswerth. — Das Gummi-Elastik (der Kautschuck) ist jene Substanz, die ich zu diesem Behufe am tauglichsten erachtete, und ich werde, wie ich hoffe, die günstigen Resultate hierüber mitzutheilen die Ehre haben.

Ist nun unter der Befolgung des empfohlenen Verfahrens die Warze vollständig geheilt, erkennt man dieß an einer festen, weniger empfindlichen Haut der Brustwarze; so kann das Kind, mit Weglassung des Deckels wieder unmittelbar angelegt werden.

Zu bemerken ist aber noch, daß zuweilen die kleinen Ausführungsgänge in den Brustdrüsen durch eine entzündliche Spannung verschlossen werden, wo dann selbst die vollste Brust keinen Tropfen Milch ausfließen läßt, selbst wenn sie mit noch so viel Kraft ausgefogen werden sollte. Unter diesen Umständen kann sogar ein kräftiges Ausaugen die Entzündung vermehren, und zur Sprengung kleiner Blutgefäße Veranlassung geben. Es ist daher hier mit sehr viel Vorsicht zu Werke zu gehen, und am zweckmäßigsten bewährt sich dann folgendes Verfahren:

Man nimmt eine Handvoll gewöhnlichen Heusaamen, oder in dessen Ermangelung Fliederthee, gießt hierauf ein Quart (Seidl) kochendes Wasser, und läßt das Ganze eine Stunde lang zugedeckt, an einem warmen Orte stehen. Hierauf seigt man es durch ein leinenes Tuch, nimmt einen roth glühenden Stein, — der aber durchaus nicht durch heißes Eisen ersetzt werden darf — und schüttet die erhaltene Flüssigkeit von drey zu drey Minuten, zu zwey Weingläsern voll jedes Mahl, auf den heißen Stein. Der so gebildete Dampf wird gegen die stoßende Brust geleitet, doch

so, daß er nicht zu heiß dieselbe trifft, weshalb die Entfernung des Steines von der Brust wenigstens drey Fuß betragen muß. Die Anhäufung des Dampfes um die Brust bewirkt man am zweckmäßigsten, wenn man die Brust mit einem Tuche verhüllt und unter dieses so, daß er unmittelbar die Brust bestreicht, den Dampf leitet.

Die Anwendung des Dampfbades muß auf Anordnung und unter der Leitung des Arztes, täglich ein bis zwey Mahl so lange geschehen, bis der Zweck, das leichte, unbehinderte Ausfließen der Milch, erreicht ist.

Diese hier angegebene Behandlungsweise hat, so oft sie angewandt wurde, die erspriechlichsten Dienste geleistet, und man kann mit Wahrheit versichern, daß sie, genau und entsprechend angewandt, eine jede andere Behandlung überflüssig machte. Sie paßt ganz bestimmt bey dem besprochenen Uebel, sobald dieß allein von den erwähnten Ursachen herrührt, und für diese ist sie anwendbar. Wenn ich sie also mit vollem Rechte in dieser speziellen Beziehung anempfehlen kann, so geschieht es lediglich für diese; wobey ich jedoch den Wunsch nicht unterdrücken mag, daß nur die Unmöglichkeit, eines Arztes habhaft zu werden, zum Selbsthandeln bestimme; da die Zustände so verschieden vorkommen, daß ihre Behandlung nicht auf diese einfache Weise abgemacht seyn kann, sondern oft die größte ärztliche Umsicht erfordert.

(Der Beschluß folgt.)

Vereitungsart der Molken zur Molkencur.

Die Molken, welche zum Arzneygebrauche verwendet werden, bereitet man auf verschiedene Weise: nachdem man sie den speciellen Krankheitsverhältnissen anpassend machen, oder sich nach dem Geschmacke und der Liebhaberey der Trinkenden richten will. Jede Milch, wenn man sie sich selbst überläßt, pflegt nach einiger Zeit, indem sich die ihr eigene Säure entwickelt, sich zu scheiden. Zum medicinischen Gebrauche sind aber diese Molken nicht anwendbar, weil sich die entwickelte Säure auch den Molken mittheilt. Man muß also alle Molken, welche man als Arzney gebrauchen will, durch Zuthun saurer Stoffe verfertigen, welche, wenn das quantitative Verhältniß getroffen ist, der Molke gar keinen sauren Geschmack mittheilen.

Die Zusätze bey Vereitung der Molken sind: Kälberlaab, Citronensaft, Tamarinden, Maun, Weinessig und Weinstein u. s. w. Die durch Kälberlaab erhaltene, ist die süßeste und vielleicht aus diesem Grunde für Viele angenehmer; zur Molkencur aber auch die zweckmäßigste. Ubrigens gibt es noch viele künstliche Zusammensetzungen und Molkenzubereitungen, die aber complicirter sind, und nur auf bestimmtes ärztliches Anrathen gebraucht werden dürfen.

Am zweckmäßigsten ist's, zu allen Molken Morgens Milch zu nehmen, und sie gleich nach dem Melken noch lebenswarm, durch den Magensaft abzuscheiden. Man nimmt

so viel Milch, als man Molken machen will, und setzt sie in einem irdenen Geschirre, oder in einem Kessel an das Feuer, und mischt, sobald sie zu steigen anfängt, die gehörige Quantität Weinessig, Weinsäure u. s. w. hinzu, bis bey beständigem gelinden Umrühren ein fester Klumpen in der Milch bemerkbar wird. Sobald sich dieser gebildet hat, thut man das Ganze vom Feuer, und seihet sie durch reine Leinwand. Diese Molke recht klar und angenehm zu machen, ist es nothwendig, die noch etwa in ihr enthaltenen Käseheile mit Eyweiß niederzuschlagen. Man nimmt also das Weiße von einigen Eiern, vermischt dieses mit etwas Wenigem von der Molke, und schlägt es in einem Geschirre zu Schaum; hierauf schüttet man die durchgeseichte Molke hinzu, stellt diese wieder ans Feuer, und läßt sie bis zum Siedepuncte unter immerwährendem, gelindem Rühren stehen, worauf man die Molken, wenn sie ein wenig erkaltet ist, nochmal durch Leinwand seihet, wo sie nun schon klar und hell durchlaufen wird, und nicht im Geringsten sauer ist.

Wenn man sie mit Laab bereitet, so thut man das Laab, wenn die Milch noch kalt ist, hinein, und stellt sie hierauf an einen warmen Ort. Sobald man bemerkt, daß sich die Milch scheiden will, so thut man sie zum Feuer, und läßt sie steigen. Wenn sie hierauf, nach Wegnahme vom Feuer, etwas erkaltet ist, so gießt man sie durch Leinwand, und klärt das Durchgelaufene nochmal mit Eyweiß ab. Die Bereitung der Molken mit Kälberlaab ist die vorzüglichste aus vielen Gründen, und man sollte zum medicinischen Gebrauche nur diese allein wählen. Wenn die Molken alle erforderliche Wirkungen erzeugen — und die Verdauung nicht beschweren soll, dann muß sie süß und lebendig seyn, so wie man sie in der Schweiz bereitet. Man versteht unter dem ersten: daß sie keine fremden Stoffe oder andere Zusätze enthalte, sondern durch ein animalisches Produkt, durch Magensaft geschieden sey, und unter der zweyten Bedingung: daß sie nicht gekocht, dadurch aus ihrer lebendigen Verbindung verkehrt, und des feinen, flüchtigen Theils beraubt, sondern ihre Lebenswärme behalte, und gleich nach dem Melken, auf einem ruhigen Wege bereitet sey. Die Molken muß durch den reinen, noch mit Wasser verdünnten Magensaft des Kalbes, aus einer, von wohlriechenden Bergkräutern entstandenen Milch, gleich nach dem Melken, noch lebenswarm, ohne langes Kochen, abgeschieden werden; diese behält das Aroma der lebendigen Milch. Solche Molken verträgt der schwächste Magen, auch solcher, der selbst die Milch nicht vertragen kann. Sie erzeugt keine Blähungen, keine Säure, keine Beängstigungen; sie führet gelinde ab, löset auf, befördert alle Absonderungen, auch die der Nieren und der Haut, gibt einen frischen, gesunden Speisefaft, reinigt und belebt, verbessert und erneuert die Säfte.

(Der Beschluß folgt.)

P i s a.

In klimatischer Hinsicht und als Aufenthaltsort für Kranke.

Pisa hat schon lange den Ruf behauptet, daß es eines der mildesten Klimate Italiens bestehe, und vorzüglich schwindsüchtigen Personen zusage. Es wurde demnach und wird noch jetzt von Kranken Engländern besucht. Selbst Patienten aus andern Gegenden Toscana's, aus Lucca und zuweilen sogar aus der Lombardey, begeben sich in der rauhen Jahreszeit dahin.

Die Stadt liegt an den Ufern des Arno, etwaß englische Meilen von der Meeresküste. Die Umgebung ist eben, nur nicht gegen Norden, wo sich eine Bergkette hinzieht, welche die Stadt einigermaßen vor den, aus jener Himmelsgegend kommenden Winden schützt, während die Vorberge Toscana's die Ostwinde größtentheils abhalten. Bey seinem Laufe durch Pisa macht der Arno einen halbkreisförmigen Bogen gegen Norden, so, daß die auf dem nördlichen Ufer des Flusses stehenden Gebäude einen, gegen Süden offenen Halbmond bilden, und den zwischen dem Flusse liegenden breiten Platz, den sogenannten Lung-Arno, größtentheils vor Nordwinden schützen. Dort finden sehr viele Patienten die ihnen am meisten angemessenen Wohnungen.

Pisa ist im Winter nicht so warm, und im Sommer wärmer als Rom; im Winter 7 Grad wärmer als London und 2 Grad wärmer als Penzance; im Frühling 8 Grad wärmer als London und etwa 7 Grad wärmer als Penzance. Der Unterschied der Temperatur des Tages und der Nacht ist sehr bedeutend. Nach Prof. Piazzini fällt das Jahr lang sehr viel Regen, nämlich 4566 Zoll, also fast so viel wie in Cornwallis. Die Luft ist zu Pisa mild, aber etwas schwer und feucht; weicher als zu Nizza, aber nicht so warm; weniger weich, aber nicht weniger schwer und abspannend als zu Rom. Für Patienten, welche beynähe nicht ausgehen, oder sich doch nur wenig Bewegung im Freyen machen können, biethet Pisa einige Vorzüge vor Rom und Nizza dar. Sie finden auf dem Lung-Arno warme Logis, und eine sehr geschützte liegende Terrasse zum spazieren. Allein diese dürfen sie auch nicht verlassen, und sich vor dem April nicht in die Quergassen wagen.

Die gewöhnlichsten acuten Krankheiten sind Lungen- und Brustfellentzündungen, Ruhr- und gastrische (Magen-) Fieber; auch Augenentzündungen und grauer Staar sind häufig; allein dieß ist in ganz Süd-Italien der Fall. Lungenschwindsucht ist nicht gewöhnlich, wohl aber trifft man chronische Krankheiten der Luftröhre häufig und den Groupp (häutige Bräune) zuweilen. Es gab eine Zeit, wo Wechselfieber um Pisa her, sehr herrschend waren; allein seitdem die Umgegend trocken gelegt, und cultivirt ist, kommen sie verhältnißmäßig selten vor. Im Hospital ist jedoch das doppelte Tertianfieber endemisch, und sehr viele Patienten, welche dort nur operirt werden, bekommen einen Anfall von diesem Fieber, welches

zuweisen sogar die bössartige Form annimmt. Der Spitalbrand ist allerdings in dem Hospital zu Pisa gewöhnlicher, als in den meisten Hospitälern Italiens, desgleichen sind Nervenkrankheiten häufig, aber nicht so sehr als zu Rom. Krankheiten der Knochen, vorzüglich Spina ventosa (Wein-

frass) scheinen hier ungewöhnlich oft vorzukommen. Der Stein ist so selten, daß Dr. R a c c a während der 32 Jahre, in denen er Steinkranke aus allen Theilen Italiens zu behandeln hatte, nicht einen einzigen Pisaner operirte.

M i s c e l l e n.

Ein Fall von blutigem Schweiß, zusammen treffend mit hysterischen Anfällen ist von Hrn. Chausard beobachtet worden. — Ein Mädchen von 21 Jahren, klein, sanguinisch, unregelmäßig menstruiert, mit wenig entwickeltem Gehirn, schwachem Geiste, träge und widerspenstig, zu einem beschaulichen Leben geneigt, wurde von ihren Ältern deshalb gequält, daß es den Protestantismus abgeschworen habe. Es floh aus dem väterlichen Hause, suchte Unterkommen bey mehreren Personen, und kam endlich ins Spital. Sie hatte damals hysterische Anfälle, welche sich durch allgemeine Convulsionen und durch eine außerordentliche Empfindlichkeit im Unterleibe u. s. w. kund gaben. Wenn der hysterische Anfall heftig war, und 24 bis 36 Stunden lang dauerte, gerieth die Patientin in eine Art von Erstase, welche sich durch starblichende Augen, ohne die geringste Spur von Intelligenz, und durch zwecklose und automatische Bewegungen charakterisirte. Sie murmelte manchemal Gebethe, und ein blutiger Schweiß kam auf den Wangen und in der Herzgrube zum Vorschein. Das Blut entwich in feinen Tröpfchen, und beschmutzte die Wäsche. Das ganze Hautsystem war an der Stelle injicirt, welche der Sitz dieser Blutung war. Die Haut hatte hier eine lebhaft rosenrothe Farbe und war mit Gefäßverästelungen bedeckt. Diese Erscheinung erneuerte sich jedes Mal, so oft die hysterische Katalepsie lange Zeit dauerte oder durch die Ungeduld der Patientin erakirt wurde. Diese Zufälle dauerten 3 Monate. Sie wurden anfangs ohne Erfolg durch örtliche Blutentziehungen am Kopf und an dem Unterleibe bekämpft. Sie wichen endlich ziemlich schnell revulsiven Aderlässen und örtlich angewendeten revulsiven Mitteln. (Transact. medic. Tom. II. Nov. 1830.)

Die Bevölkerung in Amerika steigt im unglaublichem Grade, man ist eben jetzt mit einer neuen Zählung beschäftigt und hat bisher gefunden, daß sie in den letzten zehn Jahren in den Städten Neu-Englands um 27; in 13 Städten Neu-Yorks um 100; in 30 Bratern Pennsylvaniens um 40 und in einigen Städten Virginien um 47 Procent zugenommen hat. Die Bevölkerung des Staates Neu-York wird nun über 2,000,000, die Gesammtmasse der Bevölkerung der vereinigten Staaten über 13 Millionen betragen. Philadelphia hat gegen 200,000 Einwohner und Kensington (in Philadelphia), das vor 10 Jahren nur 7000 zählte, jetzt schon 12,000. —

Unglück durch Unvorsichtigkeit. Vor einiger Zeit schloß ein gewisser Guiteaux, ein Weber in Natum, seinen klei-

nen Knaben in die Stube ein, in deren Ofen Feuer war. Bey seiner Zurückkunft fand er das unglückliche Kind verbrannt. Am 24. October v. J. mußte er wieder ausgehen, schloß deshalb sein kleines Mädchen ein, und bey seiner Zurückkunft fand er es in einem Wasserkübel, den der unglückliche Vater zuvor nicht bemerkt hatte, ertrunken.

Wie viel bedarf der Mensch im Durchschnitt Raum zu seinem Leben auf der Erdoberfläche? Auf dem Raume, auf welchen ein Mensch in Island lebt, leben im Norwegen 3 Menschen, in Schweden 14, in der Türkei 36, in Pohlen 52, in Spanien 63, in Irland 99, in der Schweiz 114, in Deutschland 127, in England 152, in Frankreich 153, in Italien 172, in Neapel 192, in Holland 224 und in Malta 1103.

Die zehn Lebensregeln des amerikanischen Präsidenten Jefferson. — 1) Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen. — 2) Was du selber thun kannst, laß nicht von einem Andern thun. — 3) Gib das Geld nicht eher aus, als bis du es in Händen hast. — 4) Was du nicht brauchst, kaufe nicht, wenn es auch wohlfeil wäre, es wird dir doch theurer zu stehen kommen. — 5) Der Stolz kostet uns mehr als Hunger, Durst und Kälte. — 6) Wenig gegessen zu haben, wird Niemand bereuen. — 7) Alles was du gern thust, wird dir leicht werden. — 8) Wie viel haben uns die Übel gekostet, die uns nicht betroffen haben, die wir aber befürchteten. — 9) Fasse ein Ding immer bey der glatten Seite an. — 10) Bist du ärgerlich, so zähle 10, ehe du sprichst; bist du gornig, so zähle 100. — (Jeffersons Personal Memoirs.)

Ein neues Barometer, welches keine 28 Zoll hohe Quecksilbersäule hat, ist von Herrn Levassur der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, und von dieser Hrn. Arago zur Untersuchung und Berichterstattung mitgetheilt worden. Wird seine Brauchbarkeit anerkannt, so dürfte er als tragbarer Thermometer und für Reisende besonders erwünscht seyn.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey H. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

g u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

25.

Wien, Samstag den 26. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe C. M. in den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Nöthige Vorsorge für Mütter, die ihre Kinder selbst zu stillen gedenken.

(B e s c h l u ß.)

War es besonders rücksichtlich des Milchlebens ein Fehler, die jetzigen Schnürbrüste so zu tragen, daß sie einen nachtheiligen Einfluß auf dieselben äußern, so gilt dieser Fehler doppelt, wenn von den Brüsten selbst die Rede ist. Überhaupt aber ist die gesammte Modekleidung der Brust sehr nachtheilig, und es wäre wohl an der Zeit, daß endlich fester deutscher Wille, ausländischen Leicht- und Unsinns von unsern Gränzen abhiele. Es gehört zu den merkwürdigsten Beobachtungen überhaupt, daß wir mit aller unserer Gründlichkeit dahin bestrebt sind, die Moden und Gebräuche des Auslandes nachzuäffen, und uns freuen, wenn wir, wo möglich, ganz den biedern deutschen Nationalcharakter ableugnen können. Schon die Moden allein, die uns täglich in ihrer Unzahl überschwemmen, beweisen das Gesagte hinreichend; und wenn es unter einem wärmeren und milderen Himmel recht erquickend für die Damen seyn mag, ihre Reize jedem Auge darzubringen, so mögen doch unsere lieben Frauen bedenken, daß ein bloßer Busen die nachtheiligste — ich mag nicht sagen, zugleich unschicklichste — Kleidung für sie selber ist. Schon an sich ist die zarte Haut nicht dazu bestimmt, den rauhen Tagen zu troken, und brennende Sonnenstrahlen zurückzuwerfen. Kommt aber noch hinzu, daß die häusliche Kleidung im Allgemeinen, eine naturgemäße Decke diesen Theilen gibt, so muß auch angenommen werden, daß diese schon zur nothwendigen Gemohnheit geworden ist, da viele unserer Hausfrauen, zu ihrem Ruhme sey es gesagt, doch öfter häusliche als Ballkleider tragen. Hat nun diese zweckmäßige Bekleidung die natürliche Ausdünstung der Brusthaut unterhalten und geschützt, so ist

es wohl kein Wunder, wenn oft ein Modeanzug die nachtheiligste Erkältung hervorbringt. Wie manches blühende Mädchen mag schon diesem unseligen Einflusse zum Opfer gefallen seyn! Wie manche Mutter mag jetzt noch diese Thorheit beweinen, die sich um das reinste Lebensglück, ihrem Kinde wahrhaft Mutter zu seyn, betrogen hat!

Doch, was die ungehemmte Naturthätigkeit oft noch wieder gut machen würde, verdirbt der Gebrauch des unnachgiebigen Schnürleibes, wie es jetzt noch so häufig getragen wird. Fischbein, Bindfaden, steife Leinwand, fischbeinene, hölzerne und eiserne Schienen sind seine Elemente, und diesen soll doch das zarte Weib, der feine Bau der weiblichen Brust widerstehen? Unmöglich! Gelingt es auch noch dem, auf einen Punkt wirkenden Druck, hiermit unmittelbare Verhärtungen und Zerstörungen zu verhüten, so wird doch nicht selten die vollkommene Entwicklung der haarfeinen Drüsengänge dadurch verhindert, und endlich bleibt nicht einmahl ein den Sinnen gefälliges Äußere da zurück, wo das eigene Blut, des Selbstgebornen Nahrung, und das ihn ewig zart umschlingende Band der mit ihr eingekösteten Kindesliebe, finden soll! Möge doch einmahl die Natur allein gehört werden.

Darum, meine Leserinnen, werden sie jetzt oft die traurige Beobachtung machen, daß dem Anscheine nach, selbst die gesündesten Mütter nicht im Stande sind, ihr Kind zu nähren, weil die unentwickelte Brust keine Nahrung zu bereiten vermag, und nicht genug kann ich es ihnen zu einer Gewissenssache machen, sich fern von einer Veranlassung zu halten, die über kurz oder lang dennoch sie mit schmerzlichen Vorwürfen belasten müßte.

Den schon früher gemachten Vorschlag wegen Abänderung der Schnürbrust, muß ich hier also, durch neue und triftige Gründe unterstützt, wiederholen, und die höchste Belohnung würde es für mich seyn, wenn er wenigstens einigen Eingang fände. Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt

sich behaupten, daß hiedurch auch schon beginnende Fehler der Brust, welche späterhin als Störungen des Nahrungsgeschäftes auftreten möchten, sich noch zurückbilden lassen.

Sehr zweckmäßig werden zur Verbesserung der Fehler der Brust, noch allgemeine Bäder seyn. Es versteht sich von selbst, daß diese Bäder überhaupt nur für den jungfräulichen Zustand empfohlen werden können; da ihre Anwendung während der Schwangerschaft in jedem Falle nur durch die Einsicht des Arztes bestimmt werden kann. Wo aber dieß Mittel seine Anwendung findet, darf es nur von 20 bis höchstens 24 Grad Wärme nach Réaumur benutzt werden; da ein höherer Wärmegrad nur zu leicht eine allgemeine Abspannung hervorbringt, wenn Bäder anhaltend gebraucht werden sollen.

Während der Schwangerschaft und besonders da, wo die Brüste wenig ausgebildet sind, wo sich vielleicht gar mitunter harte Punkte in denselben zeigen, sind die oben beschriebenen Dampfbäder ganz an ihrem Orte. Diese werden täglich ein bis zwey Mahl wiederholt, die Brust darauf in weiche Wolle gehüllt, jeder Druck muß auf das Sorgfältigste vermieden werden. Die Ausbildung des natürlichen Saugapparates darf, nach den oben gegebenen Regeln, hieby keineswegs versäumt werden. Sollten in den letzten Wochen der Schwangerschaft oder nach der Entbindung, die Brüste sehr angespannt und schmerzhaft seyn, so wird nach jedem Dampfbade, statt der Wolle, ein warmer Brei aus Weißbrot, Habergrübe oder Leinsamenmehl, in frischer Milch gekocht, auf die Brüste gelegt. Dieser Umschlag darf aber nie kalt werden, sondern seine Wiederholung ist wenigstens alle halbe Stunden nothwendig. Nach der Entbindung, ist es aber besonders das frühe Anlegen des Kindes, was die Absonderung und Ausführung der Milch am besten befördert. Das Anlegen des Kindes soll nämlich wenigstens schon drey Stunden nach der Entbindung Statt finden, wenn nicht besondere, jedes Mahl durch ärztliche Bestimmung anzugebende Gründe, eine Ausnahme erheischen. Einen wichtigen Einfluß auf ein glückliches Wochenbett überhaupt, so wie auf das Stillungsgeschäft insbesondere, hat aber noch die Diät der Neuentbundenen. Wenn nicht gerade zu solche, der Beurtheilung des Arztes anheimzufallende Ursachen eintreten, die eine Abänderung nothwendig machen, so ist die möglichst leichte und schmale Diät am entsprechendsten. Gewiß haben die sogenannten sehr gebräuchlichen Kraft- und Wochensuppen, schon oft mit einer allgemeinen Störung auch das Nahrungsgeschäft, wo nicht ganz aufgehoben, doch wenigstens sehr schwierig gemacht. Es kann in diesem Aufsatze freylich von einer vollkommenen Vorschrift, hinsichtlich der Diät im Wochenbette nicht die Rede seyn; doch möge hier noch die Bemerkung Platz finden, daß ganz dünne Suppen, als Wassersuppen, leichte Milch und Fleischbrühen, mit Vermeidung aller festen, gewürzhaften Speisen und erhitender Getränke, ihren großen Antheil an einem glücklichen Wochenbette überhaupt, und einem solchen Nahrungsgeschäfte insbesondere haben.

Vereitungsart der Molken zur Molkencur.

(V e r f a h r e n.)

Kälberlaab nennt man den Saft oder die geronnene Milch, welche sich in dem vierten Magen, dem Laab- oder Gerinnmagen eines Kalbes befindet; es wird auf verschiedene Weise erhalten. Die Sennen in der Schweiz wählen Kälber dazu von 14 — 20 Tagen, welche vorzüglich mit Milch genährt werden, und noch nie gefressen haben. Der Inhalt des Magens wird ausgeleert, ohne ihn auszuwaschen, und der Magen in mäßiger Wärme getrocknet, wo er dann jahrelang aufbewahrt werden kann. — Einige Tage vor dem Gebrauche wird der Magen zerschnitten, und in zwey Pfund Molken eingeweicht, auch etwas weniges Küchensalz zugefetzt; die erhaltene Flüssigkeit ist alsdann das zu verwendende Laab. Statt der Molke mit etwas Salz, kann auch bloß lauwarmes Wasser genommen werden. Die Sennen ziehen aber das erstere vor, weil sich dadurch das Laab länger erhält, kräftiger wirkt, und nicht so leicht fault, wodurch es wieder unwirklich wird.

Eine andere Art, das Laab zu erhalten, ist diese: man säubert einen frischen Magen eines geschlachteten, säugenden Kalbes von den Unreinigkeiten. Die darin befindliche geronnene Milch, welche auch gereinigt worden, thut man wieder hinein, setzt etwas Kochsalz dazu, und füllt den Magen über die Hälfte mit Milch. Nachdem die beyden Enden zusammengebunden, thut man diesen Magen in einen Topf, und übergießt ihn wieder mit Milch, setzt noch etwas Kochsalz hinzu, bedeckt den Topf, und läßt ihn an einem mäßig warmen Orte stehen. Von der im Topfe befindlichen Milch, die sich auch geschüttelt hat, und nun zum Gerinnen fertig ist, nimmt man einen Löffel voll auf eine Kanne Milch, setzt sie an gelindes Feuer, und erwartet das Gerinnen, das nach kurzer Zeit geschieht. Ist nun die im Topfe befindliche Milch verbraucht, so macht man den Magen ein wenig auf, und läßt von der Flüssigkeit auslaufen, füllt ihn wieder mit Milch, bindet ihn wieder zu, und braucht es wie das vorige Mahl. Auf diese Weise kann man einen Magen fast ein ganzes Jahr benützen, nur muß man ihn entfernen, sobald er übel zu riechen anfängt.

Außerdem hat man noch mehrere Molkenmischungen, die in speciellen Fällen, nach der Individualität des Leidenden, von Seite des Arztes besonders empfohlen werden.

Einige der vorzüglichsten sind: die *Alaunmolke*, welche erhalten wird, wenn man die Milch durch Alaun zum Gerinnen bringt. Diese Molke wird bey großer Schwäche und heftigen Ausleerungen, bey lang anhaltenden Durchfällen, Ruhren, Tripper, weißem Fluß, Harnruhr und Erschlaffung im Darmcanal angewendet.

Die *Laxirmolke*, welche man anrath, wenn die Molke für sich nicht hinlängliche Entleerungen bewirkt. Man versetzt sie, indem man in Einem Pfund warmer Molken 4 — 6 Loth Manna auflöst, sie durchsiebet und 1½ Quentchen präparirten Weinstein, so wie auch 3 — 5 Tropfen Sederöhl dazu mischt.

Die *Eyermolke*; diese versetzt man durch den Zusatz von einigen Eyerdottern. Man thut die Eyerdotter

in ein flaches Gefäß, rührt sie für erst fleißig um, wenn dieß geschehen, so wird eine kleine Portion ganz fertiger Molke und gestoßener weißer Zucker, allmählig unter stetem Umrühren zugegossen und gereinigt. Diese gemischte Molke schüttet man dann zu einer beliebigen, verhältnißmäßigen Quantität Molken, und vereinigt diese durch Rühren zum Genuße. Diese Molke ist ein nährendes, einhüllendes Getränk, bey heftigen Catarrhen, Reizhusten in der Lungenstich, bey schwächlichen Kranken, bey erschöpfenden Durchfällen, und sonstigem Säfteverluste.

Die Biermolke: ein Zuguß von Bier, welche in hitzigen Krankheiten gegeben werden kann, und gerühmt wird, um die scharfe Galle zu verdünnen, und die ranzigten Exudatzen zu mildern, damit der Durchfall nicht zu heftig werde. Man setzt des Wohlgeschmackes wegen Zucker und Zimmt dazu.

Die Stahlmolken erhält man durch Ablöschen eines glühenden Eisens in Molke; dadurch entsteht ein leichtes Eisenpräparat. Diese Mischung ist nicht sehr wirksam, und kann durch Eisenzusatz auf anderem Wege schicklicher ersetzt werden. Man trinkt diese Molken bey Nervenzufällen, um zu stärken, und auch die Säfte zu verbessern.

Die Weinmolken: man nimmt zu Einer Maß kochender Milch 8 — 12 Loth guten alten, weißen Wein, und nach erfolgter Gerinnung seihet man die Flüssigkeit durch.

Alle andern Molkenzubereitungen übergeht man hier gestieffentlich, weil kein Mißbrauch davon gemacht werden, und jeder nur auf Anrathen des Arztes sich derselben bedienen soll.

Von der Pflege des Geschmacksinnes.

Der Geschmacksinne hat seinen Sitz in den Geschmackswärzchen der Zunge; daher ist die Zunge allein als das eigentliche Organ dieses Sinnes zu betrachten, und die Speicheldrüsen der Mundhöhle und der Lippen tragen, wenn wir es genau nehmen, nur zur Vermittlung der Geschmacksempfindung bey, insofern sie zur Auflösung der schmeckbaren Partikelchen beitragen, ohne welche diese keinen Eindruck auf die Geschmackswärzchen der Zunge machen könnten.

Der Geschmacksinne gehet durch die hinteren, gegen den Schlund zu gerichteten Naseöffnungen gleichsam in den Geruchsinne über, und wird deßhalb sehr häufig auch durch diesen unterstützt. Beyde zwecken gemeinschaftlich auf die Erhaltung des Menschen ab.

Indem der Geschmacksinne am Eingange des Nahrungscanales gleichsam zum Wächter gestellt ist, hat er die Bestimmung, zur Einnahme von Nahrungsmitteln und Getränken durch den, dadurch zu erwartenden, angenehmen Geschmacksgenuß einzuladen und anzureizen, aber auch vor Schädlichkeiten derselben zu warnen und zu bewahren.

Ein gesunder Geschmack ist also von großem Einflusse auf die Gesundheit des Menschen, und dieserhalb ist auch

die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit dieses Sinnes dem Menschen Bedürfnis.

Wer für die Erhaltung dieses Sinnes Sorge tragen will, muß nicht nur für das eigentliche Geschmacksorgan, sondern auch für die, die Auflösung der schmeckbaren Dinge vermittelnden Organe Sorge tragen.

Um die erste Sorge zu erfüllen, muß man alles vermeiden, wodurch die, die Zunge bekleidende Haut zusammengezogen und ausgetrocknet, und die Empfindlichkeit der Nervenwärzchen entweder geschwächt oder abgestumpft, oder zu sehr erhöht werden kann. Darum dürfen Speisen und Getränke nie zu heiß genossen, nicht zu viel schleimige und fette Dinge in den Mund genommen, auch nicht zu häufig anhaltend starke Reizmittel auf die Zunge gebracht, auch darf nicht häufig von betäubenden Dingen Gebrauch gemacht werden, weil alles, wodurch das Gefühl überhaupt leidet, auch diesen Sinn schwächt.

Um der zweyten Sorge Genüge zu leisten, muß man alles vermeiden, wodurch die gesunde Thätigkeit der Speicheldrüsen gestört werden kann. Alle Verschwendung des Speichels durch Auswerfen desselben entweder aus übler Gewohnheit an sich, oder auch bey dem Tabakrauchen, muß vermieden werden; weil alle Störungen der Speichelabsonderung auch die Geschmacksempfindung erschweren oder gar hindern.

Der Rauchtobak gewähret dem Menschen an sich nie einen heilsamen Genuß, er kann nur durch die Gewohnheit demselben weniger schädlich werden; da sein Rauch immer ein scharfes giftiges Salz und ein narcotisches Prinzip enthält. Kein Wunder also, daß er die Thätigkeit der Speicheldrüsen verändert, die Zähne verdirbt, und leicht noch allgemeinere Nachtheile durch Störungen in den Verdauungswerkzeugen und Athmungsorganen hervorbringt. Für Knaben und Jünglinge ist das Tabakrauchen doppelt nachtheilig.

Wer in den Jahren des männlichen Alters Tobak rauchen will, muß es doch wenigstens nicht bald nach der Mahlzeit thun, nur ganz leichten Tobak, und zwar langsam und aus langen Pfeifen rauchen, und sich nachher jedes Mahl sorgsam den Mund und die Zähne reinigen, überhaupt sich so benehmen, wie es in dem Aufsatze: „das Tabakrauchen. Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung der Gesundheit bey demselben“ (Blatt Nr. 4 d. J.) ausführlicher besprochen wurde.

Gebrauch und Lebensart der Bengalen *).

Das Leben in Calcutta gleicht dem, was in Europa die Neugier des Reisenden anzieht, nicht im Geringsten. Männer, Frauen, Insekten, Reptilien, Pflanzen, Alles hat etwas Fremdartiges an sich. Man hat Mühe, sich an diese Gebräuche zu gewöhnen, deren Grund die Faulheit ist. Hier braucht Niemand seine Kräfte; man geht nicht, sondern läßt sich tragen. Statt der Lastthiere hat man Sela-

*) Blackwood's Magazine.

ven, und statt Maschinen zur Fortbewegung seidene Palankine, die sich langsam über die Straße bewegen. Selbst der thierische Instinct fehlt diesen, in Thiere umgewandelten Menschen.

Wenn man das sonderbare Land nicht mit eigenen Augen gesehen hat, so hält man die Besoldung der hier stehenden englischen Beamten und Officiere für übertrieben hoch. Aber sie reicht nur mit Mühe und Noth zu den nöthigen Bedürfnissen hin. Ein gewöhnlicher bloßer Hauptmann muß wenigstens hundert Sklaven Brot und Wohnung geben. Und wenn nur dieses Sklavenheer zu etwas diene! Aber es ist fast so gut als nicht da. Die acht Palankinträger liegen mit gekreuzten Armen im Vorzimmer. Da alle Domestiken auf die Andern rechnen, so ist niemahls Einer zu haben. Braucht man den Barbier, so kommt der Koch und sagt, der Barbier ist ausgegangen oder halte sein Mittagsschlafchen. Man muß einen Hindu halten, der das Pferd striegelt, einen Andern, der es füttert, einen Dritten, der es in die Schwemme reitet und einen Vierten, der es sattelt; dazu kommt noch der Sporen- und Steigbügelpuher, der Barbier, der aber wieder die Haare nicht abschneidet, der Bademann und der Einen im Bade bedient, die Beyden welche den Fächer halten, und Kühlung zuwehen; zwey Andere für das Frühstück, zwey für das Mittags- und zwey für das Abendessen u. s. w. Alle diese besorgen ihr Amt sehr schlecht, und doch würde man in der Stadt mit Fingern auf Den zeigen, der einen Diener weniger halten wollte.

Man lebt sehr gut in Calcutta; es fehlt den köstlichen Mahlzeiten, den ausgefuchten Speisen nur etwas Nothwendiges — der Appetit. Der Himmel ist herrlich; die Welsen des Houghly sind klar und durchsichtig, verbergen aber, da sie von Krokodilen, Schlangen, Haysschen und Nilpferden bewohnt sind, den Tod; täglich fallen einige der Thoren, die die Gewohnheit zum Baden zieht, als Opfer. Die Ungeheuer, welche sich in dem Houghly nähren, sind so an Menschenfleisch gewöhnt, daß sie kein anderes mögen. Hunde und Pferde können ohne Gefahr in dem Flusse herumswimmen, sobald aber ein zweibeiniges Thier ohne Federn, ein vernünftiges Wesen, in dem mörderischen Flusse eine Zufluchtsstätte gegen die Tagesgluth sucht, schießt der Alligator sogleich auf dasselbe zu, schlagen die Zähne des Hays in seinen Leib, und reißen die des Krokodils zitternde Stücke davon ab.

Im Innern des Landes begegnet man auf jedem Schritte Vipern, Tiegern, Scorpionen, eyerlegenden und jungengebarenden Bestien aller Art. Die glühende Luft scheint von Fruchtbarkeit zu starren, aber diese Fruchtbarkeit verdoppelt zugleich die Zerstörungsmittel des menschlichen Lebens.

Vision.

In einer bangen Mitternacht
Ging fränkend ich zu Bette;
Und aller Schrecken Zaubermacht
Bestürmt mich um die Wette.

Nächsten da des nahen Tod's
Hab' ich schauernd wahrgenommen,
Und ein bleicher Leichnam war's,
Der mir zu Gesicht gekommen;
Gleich hatt' ich ihn auch erkannt;
Denn es war mein Leichnam selber,
Und die Züge — Zug für Zug,
Nur entstellt, und bläulich gelber,
Aus der Ruhe jetzt gestört
Ward ich durch geschäft'ge Hände,
Die mich mit dem Leichenkleid
Angethan, und die beehende
Mich in einen Sarg gelegt,
Der umgeben von den Meinen,
Und der Freunde tieber Zahl.
Ich vernahm ihr Schluchzen — Weinen —
Weint' gern Freudentränen mit,
Da so manche theure Schatten,
Vater und Geliebte war's,
Lebend diese Schwell' betreten,
Zu beklagen meinen Tod.
Konnte sie nicht freundlich grüßen
Mit der Lippe, tödt und stumm,
Sie nicht in die Arme schließen,
Regungs- und bewegungslos. —

Jetzt der Deckel ihren Blicken
Mich entrückt' auf immerdar; —
Luf! — ich wähne zu erstickn
In dem engen Bräuterhaus! —

Fühle jetzt mich fortgetragen
Über Treppen, Gänge lang,
Bald im sichern Leichenwagen,
Der mich über Stock und Stein
Hin nach jenem Orte bringet,
Wo verstummet Qual und Schmerz,
Man umsonst die Hände ringet
Nach verlor'nem Erdenglück! —
In die Grube fühl' ich senken
Jetzt den Sarg am sichern Strang',
Höre, wie sie trauernd schenken
Mir den letzten Erdenwurf. —

Ruhe scheint mir bald zu winken,
Da mit grauem Schrotenston
Sie das Seil nach aufwärts zieh'n;
Mir zur Rechten — will mich's dänken —

Da sieht mein Arzt, als ich erwacht
Hat mit dem Stuhl' gescharrt,
Mir neue Lebensluft gebracht:
Wie mich der Traum genarrt.

J. Pepermann.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

26.

Wien, Mittwoch den 30. März

1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreißig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal vortofren. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

**Beitrag zum Aufsatz: „Über die Seltenheit der Schwind-
sucht bey den Lohgärbern und Fleischern und ihrer Häu-
figkeit bey Bewohnern großer Städte“ 2c. *)**

Von Dr. Carl Knappf, k. k. Districtsphysikus.

So mancher, der von Jugend auf oder durch lange Zeit in Wien lebte, dürfte, auch wenn er Arzt ist, nicht so lebhaft überzeugt seyn, daß der Unterschied zwischen der Häufigkeit der Lungenschwindsucht in Wien und der Seltenheit derselben auf dem Lande, wirklich so auffallend groß ist, wie man ihn in der That vorfindet. Seit den Paar Jahren meines Aufenthaltes und ärztlichen Berufes auf dem Lande, war mir diese Erscheinung immer merkwürdiger, und veranlaßte in mir öfteres Nachdenken über die Ursache derselben; ich war daher ganz erfreut, als ich im 16. Stücke der popul. österr. Gesundheitszeitung obigen Aufsatz fand, den ich nur etwas ausführlicher gewünscht hätte. Dem Verfasser des genannten Aufsatzes gebührt das Verdienst, diesen Gegenstand in seinen wichtigen Beziehungen angeregt, und seine Meinung durch eine wahre und triftige Analogie aus dem Thierreiche unterstützt zu haben; jedoch seyen auch mir einige Worte über diesen Gegenstand zu sagen erlaubt.

Daß Lohgärber und Fleischhauer so selten der Lungenschwindsucht unterworfen sind, mag wohl mitunter bey ersteren dem eingehauchten, und durch die ganze Hautoberfläche aufgesaugten tonischen Aroma, — bey den letzteren dem, durch ebengenannte Wege aufgenommenen, aus den kaum getödteten Thieren entweichenden Lebensdünste zuzuschreiben seyn; jedoch scheinen mir diese Erklärungsgründe nicht hinreichend. Es blieben sich noch folgende, besonders zu berücksichtigende Bemerkungen dar:

1) Sind die Arbeiten der Lohgärber und Fleischer streng, schwer und viel Körperkraft erfordernd; dieß weiß nicht nur jeder Lohgärber und Fleischer, sondern wohl auch jeder Bürgersmann; derjenige, der einen schwächlichen Sohn hat, läßt es nicht zu, daß sich derselbe einem dieser Handwerke widme. Der Herr — sey er Lohgärber oder Fleischer, hat auch soweit einen sicheren Tact, daß er nur starke taugliche Individuen zu seinem Handwerke aussucht.

2) Der Kränkliche, und vollends der auf der Brust Schwache, steht schon nach den ersten Tagen nach dem Eintritt, daß er zu einem solchen anstrengenden Geschäfte nicht taugt, ja — daß er sicher seinen Tod finden würde; er muß also über kurz oder lang austreten; denn bey diesen Handwerken kann man nicht die Arbeit aussetzen; ein Gesell muß so schwer arbeiten als der andere; es ist also für den Schwachen durchaus keine Schonung zu erwarten.

3) Jedes geringe Brustleiden kommt bey diesen Handwerken sogleich an den Tag; beyde fordern Anstrengung der oberen Extremitäten, mit Entkleidung des oberen Theils des Körpers. Wie sehr die Anstrengung der Arme den Brustkorb und somit auch die Lungen in Anspruch nimmt, weiß jeder Arzt. Diesen Klippen weicht kein brustkranker Neuling aus, er kann bey diesem Geschäfte nicht bleiben.

4) Werden diejenigen, die während ihrer Lehrzeit sich bey diesen Handwerken wohl befinden, durch die Übung noch vorzüglich gestärkt, und alle Organe, die sie bey ihrem Geschäfte besonders in Anspruch nehmen, erhalten einen besonderen Grad von Entwicklung, Elasticität, Derbheit und Fähigkeit, die sie betreffenden Aufgaben kräftig zu leisten. Zu diesen Organen gehören vor allen die Muskeln, der Brustkorb und die Lungen.

5) Leben ferner diese Handwerker in weit weniger beschränkten Localitäten; jeder Lohgärber und Fleischhauer hat ein ausgedehntes, seinem Geschäfte gewidmetes Gebäude,

*) Siehe popul. österr. Gesundheitsz. Blatt 16 d. J.

welches fast durchgehends von den gedrängten und ungesunden Quartieren der Städte abgelegen ist.

6) Haben sie wenig zu sitzen, sie bewegen sich den ganzen Tag, leiden also wenig an Obstructionen der Unterleibseingeweide, die den Lungen so sehr nachtheilig sind.

7) Haben die Mitglieder dieser Handwerke gute und reichliche Nahrung, sie leben ohne Sorgen, und in einem Jedermann bekannten Grade von Wohlstand; auch mangelt ihnen die große Sippchaft der niederdrückenden Gemüthszustände, welche einen entschieden übeln Einfluß auf Lungen-, Herz- und alle Circulationsorgane äußern.

8) Derjenige endlich, der Lohgärber oder Fleischerhändler wird, verzichtet auf den geschäftigen beunruhigenden Ehrgeiz; er ist bis zu einem gewissen Grade roh und eines unpoetischen Temperamentes, welches weniger zu den Krankheiten des irritablen Systemes im menschlichen Körper (zu welchen ich auch die Lungenwindsucht rechne) hinneigt.

Dies sind die Gründe die nebst denen, die der Hr. Verfasser des obigen Aufsatzes anführte, es begreiflich machen, warum man selten einen Lohgärber oder Fleischer finden wird, der an der Lungenwindsucht leidet.

Da ich weiß, daß die popul. österr. Gesundheitszeitung ihr erstes Prädikat nicht bloß mit Recht verdient, sondern, daß sie es auch wirklich ist, und daß sie von vielen Nichtärzten gerne und mit Interesse gelesen wird, so glaube ich, dem Wunsche vielleicht einiger Leser nachzukommen, wenn ich mich über die Ursachen des so häufigen Vorkommens der Lungenwindsucht in großen Städten näher einlasse.

Die Natur hat alle Organe des Menschenkörpers so eingerichtet, daß jedes derselben ein natürliches Maß der Einwirkung jener Potenzen, mit denen es während seiner Lebensthätigkeit nothwendigerweise in Wechselwirkung zu treten hat, nicht nur verträgt, sondern auch streng fordert, wenn es gesund und kraftvoll bleiben soll. Dies ist ein Gesetz, welches durchaus nicht aus der Speculation, sondern rein und streng aus der Betrachtung der Natur fließt, und den wichtigsten in der Physiologie aufgestellten Grundsätzen angereicht werden muß. Arzt und Nichtarzt wird mir beysimmen, wenn ich zur Erklärung dieses Satzes einige Beispiele gebe: so ist der Magen bestimmt und dazu eingerichtet, mit gehörig beschaffenen und vorbereiteten Nahrungsstoffen und Flüssigkeiten in Wechselwirkung zu treten; ist er gesund, so wird er das normale Maß und die normale Beschaffenheit derselben ohne Gefahr seiner Gesundheit vertragen; aber er verlangt auch andererseits unumgänglich — wenn er gesund und kraftvoll bleiben soll, sein ihm zukommendes Maß von geeigneten Nahrungsmitteln und Flüssigkeiten. Hiebei ist nicht von einem Mahle die Rede, sondern von einem Vorgange im Leben, welches sich auf eine Reihe von Wiederholungen desselben Organismus bezieht. Das Herz ist bestimmt hauptsächlich mit dem Blute in Wechselwirkung zu treten, im normalen Zustande verträgt es die normale Beschaffenheit und Menge des ihm zugeführten Blutes ohne Schaden seiner Gesundheit und Kraft; aber soll es seine Gesundheit und Kraft bewahren, so verlangt es auch unausweichlich die gehörige Menge und Beschaffenheit von Blut.

Um nun auf die Lungen überzugehen, so wird aus Obigem folgen, daß, da sie geschaffen sind (abgesehen von anderen Berrichtungen) mit der normalen atmosphärischen Luft in Wechselwirkung zu treten, sie auch ohne Schaden ihrer Gesundheit und Kraft, den Einfluß der normalbeschaffenen atmosphärischen Luft vertragen werden, aber daß sie andererseits den Einfluß derselben unumgänglich nothwendig verlangen, um gesund und kräftig zu bleiben.

Wenn nun aus dem eben Gesagten ganz folgerichtig zu ersehen ist, daß, um seine Lungen gesund und kraftvoll zu erhalten, eine normalbeschaffene atmosphärische Luft, eine nicht zu umgehende Bedingung ist; so kommt jetzt darzutun, daß in großen Städten diese Bedingung mangelt. Wo eine so große Menge von Menschen und Thieren, und Massen der verschiedenartigsten Stoffe, auf den kleinen Raum von etwelchen Quadratmeilen zusammengedrängt sind — wie es in großen Städten der Fall ist, da wird die Luft, einerseits durch Aufzehrung ihres Gehaltes an Lebensluft in Folge des Athmens der Menschen und Thiere, zum Wiedereinathmen größtentheils unbrauchbar, — andererseits aber sind ihr die mannigfaltigsten Dünste und Stoffe in feinerer und gröberer Pulverform beigemengt. Die Dünste kommen von Menschen, Thieren, Kanälen etc., Stoffe kommen durch den Rauch von so vielen Herd-, Ofen- und Werkfeuern, durch den Gassenstaub, durch Magazine u. s. w. in die Luft. Alle diese Dünste und Stoffe verderben die Luft nach dem Grade ihrer eigenen Verderbenheit, Fremdartigkeit, und nach ihrer Menge. Man hat ausgemittelt, daß ein Erwachsener in 24 Stunden beyläufig 666 Kubit Fuß Luft ein — und wieder ausathmet; berechnet man mittelst dieser Summe den Bedarf von 300,000 Menschen, so ergibt sich die Summe von 199,800,000 K. F. Luft, die binnen 24 Stunden von obiger Einwohnerzahl ein- und wieder ausgeathmet, d. i. ihres wesentlichen Bestandtheiles, der Lebensluft, größtentheils beraubt, somit zum Wiedereinathmen untauglich gemacht worden ist; nimmt man dann den Bedarf der Thiere, endlich die schädlichen Dünste und Stoffe in Anschlag, so ist es begreiflich, daß die Luft in einer Stadt von obiger Einwohnerzahl weit von jener normalen Eigenschaft entfernt ist, welche die Lungen erfordern, um gesund und kraftvoll zu seyn und zu bleiben.

Durch eine auf diese Weise verderbte Luft, und durch die Dunkelheit der Gassen und Wohnungen, wird die Hautthätigkeit — und überhaupt das Leben der häutigen und drüsigen Organe sehr herabgestimmt; der Städtebewohner bekommt eine eigene Schlantheit, Bartheit, Schlappheit und eine dem Arzte mißfällige Blässe der Haut, und wird so zu sagen ein Kakerlak, und ist einer Pflanze ähnlich, die nicht auf ihrem rechten Standorte steht, gelbgrüne Blätter und ein mattes verklümmertes Aussehen hat. Ergeben sich aber diese sichtbaren äußeren Veränderungen, so kann man wohl nicht hoffen, daß der Zustand der inneren Organe, die ebenfalls den Einflüssen der Luft ausgesetzt sind, wie die Lungen, ein anderer seyn wird; auch sie werden matt, verklümmert, ohne Kraft und Elasticität seyn. Während nun die Lungen in diesem Zustande sich befinden, sollen sie in jeder Minute des Lebens, bey Tag und Nacht

mit Kraft und nach Bedürfnis des Körpers jenen großen hochwichtigen Prozeß der Nöthung und Tauglichmachung (Restauration) des, ihnen vermittelt des Herzschlages aus allen Puncten des Körpers zugeführten schwarzen, zur Erhaltung des Lebens untauglichen Blutes vollführen! Wenn nun diese Aufgabe schon zu groß erscheint, so ist es vollends eine unabwendbare Folge, daß das ohnehin geschwächte Athmungsorgan den, ihm überdieß noch aufgebürdeten Gewaltthätigkeiten erliege, und endlich unrettbar erkranke. In dieser Beziehung mögen hier einige Betrachtungen ihren Platz finden. Der Städtebewohner lebt fast in jeder Hinsicht in einem gezwungenen widernatürlichen Zustande, ein Extrem berührt das andere; bald muß er unablässig sitzen, bald wieder — um viele Geschäfte in entlegenen Stadtheilen und in kürzester Zeit zu verrichten, schnell und mit Anstrengung gehen.

(Der Beschluß folgt.)

Ursachen von häufigen Mißlingen der Badecuren.

„Hier ist's, wo Wissen nützt und Irrren schaden muß.“
H. v. Haller.

Nicht Wenige von den Gurgästen, die jährlich, ohne Nutzen von der Cur für ihre Gesundheit gezogen zu haben, die Quellen verlassen, haben sich das Mißlingen derselben zuzuschreiben; indem sie entweder aus Unwissenheit oder aus Leichtsinne die Brunnregeln unbeachtet ließen, deren gewissenhafte Befolgung sie allein zum Ziele führen konnte. Die Neigung, immer das Verbothene zu wollen, wurzelt so tief in der Natur vieler Menschen, daß sie, wie im gewöhnlichen Leben so auch während der Curzeit, bald mit, bald ohne Vorwissen gegen die Verordnungen des Arztes und des Brunnlebens hinsichtlich des Trinken, der Getränke, des Schlafes, der Bewegung und ihrer ganzen Lebensweise fortwährend sündigen.

Andere sind so leichtsinnig oder gleichgültig, daß sie sich keineswegs von dem Zwecke der Cur, von den Wirkungen des Brunnens und von den Cautelen, die bey der Anwendung desselben zu befolgen sind, unterrichten lassen. Jene haben es ihrem unbezwungenen Hange zur Sünde, diese ihrer Gleichgültigkeit und Indifferentism zuzuschreiben. Nun gibt es eine dritte Classe von Menschen, die aus mancherley schwer zu enträthselnden Gründen, vorsätzlich dem Bestehenden entgegenarbeiten, die nun einmahl die Brunnregeln nicht achten wollen, und sich als Ausnahme von der Regel betrachtend, auch diese unbeschadet machen zu können, wäghen. Diese sind für das Beyspiel der übrigen Gurgäste die gefährlichsten Menschen, weil sie, im Falle ihre eigenmächtige Handlungsweise ihnen nichts schadet, ja ihnen vielleicht zufälligerweise noch zusagt, ihren Triumph laut zu verkündigen pflegen, und so nicht selten zu gefährlichen Verführern derjenigen Brunnengäste werden, die aus Grund oder Grillen unzufrieden mit ihrer Cur sind. Vor Menschen der Art ist sehr zu warnen. — Auffallende Ausnahmen von der Regel, selbst wenn sie mit glücklichem Erfolge gekrönt werden, müssen als nicht vorhanden, in

den Annalen der Quellen betrachtet werden. Eine große Anzahl von Gurgästen schadet sich durch Nichtachtung der gewöhnlichsten Brunnregeln. Der Eine erkältet sich, weil er zu leicht gekleidet am Morgen oder Abend ausgeht, und bringt sich so durch einen heftigen Catarrh oder durch ein entzündliches Fieber um das, was er bereits für seine Gesundheit gewonnen hat, wie um die schöne Zeit, in der er auf den gutgelegten Grund hätte fortbauen können! Der Andere spricht der Tafel macker zu, nicht, als habe er, um den Heilquellen zu trinken, die Badereise gemacht, sondern, als sey er zu essen gekommen. Was kann ferner der Brunn helfen, wenn der Gurgast bis um 10 Uhr Morgens im Bette bleibt, dann einige Gläser Wasser trinkt oder badet, und nun über Hals und Kopf zum — Spieltische eilt, oder bis zur Tischzeit auf dem Sopha gähnt, den übrigen Theil des Tages auf gleiche Weise hinbringt, und endlich noch die Nacht zum Tage macht? Oder, wie soll da eine langwierige Krankheit geheilt werden, wenn der ungeduldige Kranke, statt sein Leiden zu berathen, seinen Eigensinn befragt, und in zwey bis drey Wochen erstürmen will, was nur in Monathen geschehen kann? Überall stoßen wir hier auf den Eigensinn und Eigenwillen der Menschen, mit denen der Arzt so viel zu kämpfen hat. Wir wollen diese kurz, aber mit starken Zügen geschilderten Fehler der Brunnengäste nicht weiter ausführen, und sprechen nur den Wunsch aus, daß doch ein Jeder unserer Leser zum eigenen Vortheil sich als den Gegensatz der gegebenen Schilderungen vor, während, und nach der Cur zeigen möchte!

Leider liegt aber nicht immer die Schuld des Mißlingens der Bade- oder Brunnencur an dem Kranken, öfters sind daran, wie schon Wehler sehr wahr bemerkt hat, äußere Verhältnisse, als: schlechte Witterung, Localitäten des Bades u. s. w. ferner zufällige Umstände und Fehler im Gebrauche der Quelle schuld.

(Der Beschluß folgt.)

Schwächung der Augen durch unzweckmäßige Einwirkung des Lichtes.

Eine der wichtigsten und häufigsten Schädlichkeiten für das Auge, ist die unzweckmäßige Einwirkung des Lichtes. So wenig das Auge bey dem Sehen den Einfluß der Lichtstrahlen zu entbehren vermag, so schädlich kann das Licht diesem Organe werden, wenn es auf eine unzweckmäßige Weise einwirkt. Es gehören hierher folgende Umstände:

Übermäßiges Licht. Schon die Natur selbst hat Voranstaltungen getroffen, um zu vieles Licht vom Auge abzuhalten, weil es die Netzhaut durch Überreizung lähmet. Werden aber diese Winke der Natur nicht beachtet, sondern wird das Auge beständig einem sehr starken Lichte ausgesetzt, so tritt zuletzt eine bleibende Lähmung der Netzhaut ein, und das Auge bedarf nun immer mehreren Lichtes, bis es zuletzt auch bey dem hellsten Sonnenlichte nichts mehr sieht.

Zu wenig es Licht gibt nur ein undeutliches Bild von der Netzhaut; daher muß diese sich sehr anstrengen, um das Bild zu empfinden, und in Folge dieser Anstrengung tritt endlich ebenfalls Lähmung durch Überreizung ein. Dringt aber eine längere Zeit zu wenig Licht in das Auge, wie dieß z. B. bey Leuten Statt gefunden, die lange Zeit in finsternen Kerkern lebten, so gewöhnt sich zwar das Auge an diese Dunkelheit, kann aber dann auch selbst das reine Tageslicht nicht ohne Schmerz ertragen; um so mehr, da zugleich die Pupille in Folge des langdauernden, geringen Lichteinflusses ihr Zusammenziehungsvermögen verloren hat.

Unzweckmäßige Vertheilung des Lichtes. Nur ein Licht, welches zweckmäßig stark in das Auge fällt, ist dem Auge wohlthätig; jede ungleiche Vertheilung des Lichtes aber, wie sie durch die meisten Lampen mit starren Refractoren hervorgebracht wird, welche nur

einen Kreis sehr hell erleuchten, den übrigen Raum aber finster lassen, ist nachtheilig.

Pföhllicher Wechsel der Stärkegrade des Lichts. Bey jedem Wechsel in der Stärke des Lichts verändert die Pupille ihren Umfang; erfolgt aber dieser Wechsel sehr plötzlich und häufig, so tritt zuletzt Lähmung derselben ein, in deren Folge auch bald eine Lähmung der Netzhaut entsteht.

Gewisse Färbungen des Lichtes wirken gleichfalls für das Auge sehr nachtheilig ein, besonders gehört hierher die blendend rothe und gelbe Farbe, welche dem Auge sehr bald unerträgliche Schmerzen verursachen. Ein blendendes Weiß wird dem Auge durch die Menge der Lichtstrahlen, welche es ausströmt, schädlich, während die schwarze Farbe, weil sie fast gar kein Licht ausströmt, eben so nachtheilig, wie das zu geringe Licht einwirkt.

Aphorismen.

Reisen im Wagen und zu Fuße, auch wenn sie mit einigen Beschwerden verbunden sind, bringen dem Reisenden freye Luft, und eine wohlthätige Erschütterung; letztere löset Störungen, erstere gibt der Haut und den Lungen, und durch diese dem Blute Kraft. Ein kräftiges Blut ist das kräftigste Heilmittel.

Bäder und Mineralwässer sind oft für Unterleibsleiden verordnet, während das Uebel in den Lungen sitzt; die Luft stärkt Lungen und Blut, geheilt kehrt der Kranke zurück, und „das Bad hat ihn geheilt.“

Städter, besuche fleißig das Land — aber hüt' dich, dein Stadtleben mitzunehmen; meide das Sitzen und Laufen und das unregelmäßige Leben! Um dich zu stärken und stählen, mache angemessene Bewegung im Freyen, auch bey nicht ganz günstiger Witterung.

Mosken und Selterwässer sind vortreffliche Mittel, um Störungen zu lösen, und den Lungen Freyheit in ihrer Thätigkeit zu verschaffen; aber in Städten diese Cur anzuwenden, heißt Gift zu kochen, damit es nicht giftig sey!

Wenn Jemand einen Catarrh hat, wird häufig sagen gehört: „seyen sie froh, — ein Catarrh ist gesund, da reinigt sich die Lunge“ oder: „lassen sie ihn gehen, er hat seine Zeit, er nimmt 9 Tage auf, — 9 Tage ab.“ Welch' thörichtes, verderblicher Ausspruch! eine Aufmunterung zur Vernachlässigung einer Krankheit, die nach einer gewissen Zeit zwar oft einen langsamen aber gewissen Tod bringt!

Ein Catarrh, wenn er bey gewissen lungenschwachen Menschen vorkommt, wird von manchem Arzte mehr gefürchtet, als ein Nervenfieber. Dieses kann energisch behandelt werden; die Entscheidung folgt in Kürze, die Herstellung ist vollständig, und wird ganz dem Arzte, — der Tod aber der Festigkeit der Krankheit zugeschrieben. Stirbt aber Jemand an der gallopirenden, oder langsamen Lungensucht, oder Luftröhrenschwindsucht, die mit einem Catarrh anfangen, so konnte der Arzt gewöhnlich nur palliativ zu Werke gehen, und öfters heißt es: „er hat ja nur einen Catarrh gehabt, Dr. N. N. hat gesagt, er hätte ihn in ein Paar Tagen hergestellt!“

Der englische Arzt, der kürzlich ein Lazareth mit einem ganz eingedeckten zu heizenden Garten, zur Erzielung einer gleichmäßigen Temperatur — die den Lungensüchtigen so zuträglich ist — vorschlug, würde schwerlich irgendwo mit seinem Unternehmen Glück machen: Jener Lungensüchtige, der noch auf den Beinen ist, würde sagen: „ich habe ja die Lungensucht nicht, sehen sie denn nicht, daß nur mein Magen krank ist, der diesen Schleim kocht; ich gehe nicht in das Lungensüchtigen-Lazareth!“ Derjenige aber, der schon die offenbare Lungensucht am Ende des 2. und Anfangs des 3. Zeitraumes hat, der würde nicht mehr viel im Garten Luft wandeln können; derley Kranke sterben alle, und das Lazareth wäre bald im Verruf.

Der Gesunde denkt mit einem eigenen widerstrebenden Gefühle, ja mit Schauern an die Lungensucht; der daran Leidende ist oft mit — oft ohne Wissen getrost, der Tod nach langwieriger Krankheit nicht selten leicht.

Dr. Carl Knappf.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Basler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauss's sel. Wittve, Dorotheergasse Nr. 1108.